G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Neuntes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1839.

Achtes Kapitel.

Die Zusammenkunft und die Jagd.

Am folgenden Morgen beim Frühstück wurden einige ländliche Vergnügungen und Zerstreuungen in Vorschlag gebracht; und der Gouverneur, welcher allen Anwesenden Unterhaltung zu verschaffen und sie besonders bis zum Zusammentritt der Stände bei guter Laune zu erhalten wünschte, schlug vor, sofort in den benachbarten Wäldern eine Parforcejagd auf einen Hirsch anzustellen. Es waren einige junge Edelleute anwesend, welche den Hof der schönen Clemence noch vermehrten, aber sie hatte sich etwas ernst und minder lebhaft als gewöhnlich gezeigt; und nachdem der Vorschlag gemacht und von beinahe Allen angenommen worden war, bemerkte sie, daß der Graf von Morseiul schwieg, und sagte: sie fürchte, nach dem tiefen Stillschweigen, das er beobachte, sie würde wieder des Vergnügens der Anwesenheit des Herrn von Morseiul entbehren müssen, wie auf dem Ritt am vorigen Tag. Sie sprach in sehr leisem und man kann vielleicht sagen schüchternem Ton, denn ihr Benehmen und Wesen war ganz anders, als man sonst an ihr gewohnt war.

„Ich fürchte, mein schönes Fräulein," antwortete der Graf, der wohl fühlte, daß unter andern Umständen ihre Worte eine arge Versuchung gewesen wären, „ich fürchte, ich habe mich verpflichtet, heute Mittag einem Freund in der Nachbarschaft einen Besuch zu machen."

„Oh! wir nehmen keine Ausreden an!" rief der Herzog von Rouvré; „in der That, Graf, Ihr müßt einen Boten an Euern Freund schicken und ihm sagen lassen, Ihr könnet nicht kommen. Ihr, der Ihr so berühmt seyd wegen Eurer Geschicklichkeit in der Waidmannskunst, müßt durchaus uns begleiten."

Der Graf aber blieb fest und erklärte: er habe mit seinem Freund eine Zusammenkunft verabredet wegen Angelegenheiten, die für sie beide höchst wichtig seyen; und natürlich schwieg nun der Herzog von Rouvré. Der junge Hericourt, der ein paar Tage abwesend gewesen und erst kürzlich zurückgekommen war, sah Clemencen mit einer Art von ironischem Lächeln an, als er auf ihrem Antlitz einen Ausdruck von Kränkung bemerkte, welchen sie nicht unterdrücken konnte oder wollte; der Graf aber bemerkte ihn auch und ward darüber betroffen; denn obgleich durch häufige Uebung wohl bewandert in der Kunst, im Herzen Derer zu lesen, mit welchen er in Berührung kam, konnte er doch nicht ganz mit sich selbst ins Reine kommen in Betreff dieser Miene und der Gefühle, aus welchen sie entsprang. Auch fühlte er, daß er den Regeln der Höflichkeit gemäß doch wohl etwas mehr

als eine trockne Weigerung Clemencen für ihren Wunsch schuldig sey, den sie geäußert, ihn in ihrer Gesellschaft zu sehen, und er sagte:

„Ich versichre Sie, Fräulein von Marly, Nichts hätte für mich eine stärkere Versuchung seyn können, als der Gedanke, Sie und unsre muntern Freunde hier zu begleiten, die Wälder mit dem Getön der Hörner und dem Bellen der Hunde wach zu rufen, und ich bedaure innigst, daß ich so unglücklicherweise diese Verabredung eingegangen habe."

„In der That," rief sie, sich erheiternd, „wenn dies Ihre Gesinnungen sind, so will ich à ma reine, wie ich immer unsre gute Herzogin nenne, schmeicheln, daß sie dem Gouverneur schmeichelt, der ihr nie Etwas abschlägt, obgleich er mir eine Menge Sachen abschlägt, daß er die Partie um eine Stunde verschiebt. Dann brauchen wir, wie Sie wissen, einige Zeit, bis wir in den Wald kommen; einige Zeit, um alle unsre Vorbereitungen zu treffen, und dann kommen Sie und schließen sich uns an, sobald Sie fertig sind. Wir wollen schon Lärm genug machen, Sie auf unsre Spur zu leiten."

Dagegen ließ sich natürlich Nichts mehr einwenden; der Graf versprach zu kommen, wenn das wichtige Geschäft, wegen dessen er eine Zusammenkunft verabredet, bei guter Zeit abgemacht werden könne, und Clemence belohnte ihn mit einem Lächeln, wie sie nur selten Einem gewährte. Es war jetzt für ihn bald Zeit, sich auf den Weg zu machen; und nachdem

er sich ein paar Minuten allein eingeschlossen, um über die zu erörternden Verhältnisse nachzudenken, machte er sich auf den Weg mit einigen Dienern und ritt rasch auf das Schloß Maille zu. Er sah einige Pferde im Hofraum und schloß daraus mit Recht, daß die Andern vor ihm angekommen seyen. Er fand sie alle versammelt in dem großen Saal, und alle grüßten ihn froh und herzlich, mit lebhafter Begierde den Mittheilungen entgegensehend, die er ihnen zu machen hätte. Aber der Herr des Schlosses bat ihn, einen Augenblick zu warten und sagte:

„Ich habe einen Freund hier, der vorige Nacht ankam, und den ihr Alle froh seyn werdet zu begrüßen. Er wird augenblicklich bei uns seyn, denn er schreibt nur ein paar Zeilen in einem andern Zimmer."

„Wer ist es denn?" fragte der Graf. „Ist es Monsieur d'Estang?"

„O nein!" versetzte der Andere. „Es ist ein Mann der Waffen und nicht ein Mann des Friedens." Aber fast während er noch sprach, that die Thüre sich auf, und ins Zimmer trat der berühmte Marschall von Schomberg.

„Ich schätze mich glücklich, Euch alle zu sehen, meine Herren," sagte er: „Monsieur de Morseiul, mein edler Freund," fuhr er fort, ihm mit Wärme die Hand schüttelnd, „ich bin entzückt Euch hier zu treffen. Ich habe Euch nicht mehr gesehen, seit wir in sehr stürmischen Zeiten Waffenbrüder waren."

„Ich hoffe, Marschall," versetzte der Graf, „für

jetzt werden wir Friedensbrüder und Stifter werden, statt Waffenbrüder. Wir sind alle Protestanten, meine Herren, und da, was ich kürzlich vernommen habe, uns alle betrifft, hielt ich fürs Beste, ehe ich in meiner Nachbarschaft Schritte in Bezug darauf thue, mit Euch mich zu berathen, und zu sehen, ob wir nicht dem König solche Vorstellungen und eine solche einfache Schilderung unsrer Lage vorlegen können, wodurch er sich bewegen ließe, sich den schlimmen Absichten seiner Diener zu widersetzen und uns wieder den vollen, unverkümmerten Genuß der Rechte zu gewährleisten, deren Bestand er uns bei seiner Thronbesteigung zusicherte, die uns aber binnen der letzten zehn Jahre kläglich verkümmert und verkürzt worden sind."

„Ja, das sind sie wahrlich!" sagte der Graf von Champclair; „aber ich hoffe, Herr von Morseiul, Ihr habt uns doch Nichts mitzutheilen, was uns fürchten ließe, daß noch größere Beeinträchtigungen beabsichtigt werden?"

Marschall Schomberg schüttelte mit einem melancholischen Lächeln den Kopf, unterbrach aber den Grafen von Morseiul nicht, welcher sofort erzählte, was er von der Sendung Pelissons und St. Helie's wußte, und was er am vorigen Tage noch weiter hinsichtlich ihrer Aufträge in Erfahrung gebracht hatte. Die erste Aufwallung von Zorn und Entrüstung war heftiger als er erwartet hatte, und einige Minuten war von Nichts die Rede als von thätlichem Widerstand gegen die Gewaltthätigkeit der Krone, von Erneuerung der

Zeiten der Ligue oder der Tage Louis' XIII. und von Vertheidigung ihrer Rechte und Privilegien bis auf den letzten Mann. Der Marschall Schomberg aber, obwohl sich im höchsten Grad auszeichnend durch seine bekannte Anhänglichkeit an seine Religion, beobachtete während dieses ganzen gährenden Ausbruchs ein völliges Stillschweigen; und endlich bemerkte der Herr von Champclair: „Der Marschall scheint unsre Absichten nicht zu billigen. Was wäre denn sein Rath, daß wir, so aufs Aeußerste getrieben, thun sollten."

„Meine werthen Freunde," versetzte Schomberg mit seinem leisen ausländischen Accent, „es scheint mir nur, Ihr erwäget nicht ganz, wie sich seit den Jahren Louis' XIII. die Zeiten geändert haben. Selbst damals war die reformirte Kirche Frankreichs nicht glücklich in ihrem Widerstand gegen den König, und jetzt wäre Widerstand, wenn nicht die Leute durch die Verzweiflung dazu getrieben würden, baarer Wahnsinn. Durch meine Stellung genöthigt, viel am Hofe zu leben, habe ich diese Dinge mehr als irgend Einer von Euch in ihrer Entwicklung beobachtet und kennen gelernt, und kann nicht umhin zu glauben, daß unsre einzige Hoffnung darauf beruht, daß wir dem König unsre tiefste Unterwürfigkeit bezeugen, während wir ihm zugleich die Beeinträchtigungen vorstellen, die wir zu leiden haben."

„Aber kennt er denn diese Beeinträchtigungen nicht schon?" rief Einer der andern Herren aus; „sind sie nicht sein eignes Werk und seine That?"

„Sie sind es in Wahrheit," antwortete Schomberg mild; „aber er kennt nicht die Hälfte der Folgen, welche seine eignen Verfügungen nach sich ziehen. Laßt mich Euch daran mahnen, daß die den König umgebenden Leute ihn zu solchen Verfügungen anspornen, und daß es somit ihr größtes Interesse ist, ihn von den schlimmen Folgen derselben Nichts erfahren zu lassen. Nicht die Hälfte der Grausamkeiten, welche in den Provinzen verübt werden — ja ich darf sagen, gar keine Grausamkeiten, werden verübt gegen die Protestanten in der unmittelbaren Nachbarschaft von Paris, Versailles oder Fontainebleau. Sie nehmen sich gar wohl in Acht, daß nicht das Auge der Majestät oder das Ohr der Autorität sich aufthue für das Geschrei, das Aechzen oder die Qualen eines mißhandelten Volkes. Louis der Große weiß gänzlich Nichts davon, daß unter irgend einer seiner Verfügungen die Protestanten gelitten haben oder leiden werden. Der König war immer mehr oder weniger ein bigotter Katholik und seine Mutter desgleichen; Colbert ist todt, der zwischen uns und unsern Feinden stand. Sein Sohn ist nicht mehr als ein Knabe, unfähig wo nicht ungeneigt uns zu vertheidigen. Die Furie, Louvois, und sein alter jesuitischer Vater sind in Wahrheit die einzigen noch übrigen Minister, und sie sind von Anfang an unsre Feinde gewesen. Jetzt aber haben sie noch stärkere Motive, uns zu verfolgen. Der König muß durch irgend eine Leidenschaft beherrscht werden; er ist der Herrschaft Louvois' müde, und dieser Minister sucht

jetzt einen neuen Halt und Vortheil über seinen Herrn zu bekommen. Er erhielt seine erschütterte Macht noch viele Jahre aufrecht durch den Einfluß der Frau von Montespan. Frau von Montespan ist gefallen und ein neues Regiment hat begonnen unter einer Frau, welche die Feindin dieses großen, schlimmen Mannes ist; aber sie ist auch bigott, und der Minister sieht klar ein, daß wenn er noch einen Tag am Ruder bleiben will, er sich mit der Madame Scarron verbünden muß zu einem allgemeinen Plan, der ihre Interessen verketten und aussöhnen muß. Sie erkennt und er erkennt, daß, worin immer dieser Plan bestehe, er jedenfalls auf irgend eine Weise dem bigotten Eifer des Königs Beschäftigung und Nahrung geben muß. Die Jesuiten sehen das auch und sind sehr geneigt, solche Beschäftigung herbeizuschaffen; der König aber, der sich für einen neuen St. Georg hält, ist es müde, den Jansenismus zu verfolgen. Dieser Drache ist zu klein und von zu zähem Leben, um für den König noch länger ein Gegenstand des Interesses zu seyn; wenn er meint, er sey ganz todt, so lebt er wieder auf, und kriecht schwach hier und dort herum, so daß der Heilige satt ist, ein Geschöpf zu tödten, das unsterblich scheint. Unter solchen Umständen haben sie seine Blicke und Gedanken auf die Protestanten gelenkt; und was haben sie ihm nicht vorgehalten, das einen ruhmsüchtigen Monarchen wie ihn nicht bestechen müßte? Sie haben ihm verheißen, er werde zu Stande bringen, was keinem seiner Vorfahren je gelungen;

den vollständigen Triumph über Unterthanen, welche gezeigt haben, daß sie, wenn unterdrückt, sich kräftig zu widersetzen wissen. Sie haben ihm diesen Ruhm verheißen als einem absoluten Monarchen. Sie haben ihm einen beinahe apostolischen Ruhm verheißen, wenn er Leute bekehre, die er für Ketzer hält. Sie haben ihm die Feststellung Einer und nur Einer Religion in Frankreich verheißen; und sie haben ihm verheißen, daß er hiemit einen harten Schlag versetzen werde jenen protestantischen Fürsten, mit welchen er so lange gestritten. Das sind die Beweggründe, mit welchen sie das Gemüth Louis' zu harten Maßregeln gegen uns bereden; aber ein weiteres Motiv ist noch da, und auf dies will ich hauptsächlich Eure Aufmerksamkeit hinlenken, da es, wie mir scheint, unsre Handlungsweise gar sehr mit bestimmen muß. Sie haben ihm fälschlich die Anhänger der reformirten Confession in Frankreich dargestellt als eine unruhige, rebellische, hartnäckige Gattung Menschen, welche ihrem Glauben mehr aus Widersetzlichkeit gegen ihren Monarchen anhängen, als aus wahrer Ueberzeugung von der Religion ihrer Väter. Durch weitausgesponnene und listige Schlußfolgerungen haben sie den König beredet, daß dem so sey. Er selbst sagte mir vor langer Zeit: als Einzelne genommen seyen sehr viele rechtschaffene Männer, und tapfre Männer, und loyale Männer unter uns; aber als eine Gesammtheit seyen wir das hartnäckigste und rebellischste Geschlecht, wovon er je in der Geschichte gelesen habe."

„Sind wir nicht zur Rebellion gedrängt worden?“ fragte Herr von Champclair, „sind wir nicht zur Widersetzlichkeit gezwungen worden? Haben wir je die Waffen anders als zu unsrer Vertheidigung ergriffen?“

„Wahr,“ antwortete Schomberg, „ganz wahr. Aber leider sehen die Könige durch die Augen von Andern. Die Ursachen unsrer Widersetzlichkeit werden ihm aufs Sorgfältigste verheimlicht. Der Widerstand selbst aber wird ihm mit den grellsten Farben ausgemalt.“

„Dann ist es durchaus erforderlich,“ sagte der Graf von Morseiul, „daß man ihm klar und deutlich vorstellt, wie arg wir beschwert und beeinträchtigt worden, wie friedfertig und loyal wir in Wahrheit gestimmt sind, und wie wenig etwas Anderes als die bittersten Früchte von den Saaten die man jetzt aussät, zu erwarten steht.“

„Ganz recht,“ versetzte Schomberg, „genau das ist es, was ich vorschlagen möchte zu thun. Laßt uns dem König eine bescheidene Vorstellung übergeben, worin wir unsre Verhältnisse der Wahrheit gemäß schildern. Laßt uns ihn in Kenntniß setzen von den Uebeln, die schon entsprungen sind, und die noch entspringen müssen aus den Verfolgungen, — Alles aber in der Sprache der tiefsten Loyalität und des unterwürfigsten Gehorsams. Laßt uns ihm einmal wirklich die Augen öffnen über den wahren Stand der Sache. Das ist unsre einzige Hoffnung, denn der Widerstand, fürchte ich, gewährt uns keine. Die Protestanten sind

träg und gleichgültig, sie sind nicht vereinigt — und sie sind nicht zahlreich genug, selbst wenn sie vereinigt wären, um mit Erfolg gegen die Macht eines großen Reiches in Zeiten des Friedens mit dem Ausland zu streiten."

„Ich wüßte das doch nicht," rief der Herr von Champclair aus. Aber er hatte die große Mehrzahl der Anwesenden gegen sich, und in einer nun folgenden sich rasch hin und her bewegenden Unterredung sahen die, welche noch vor einigen Minuten dem Widerstand am heftigsten das Wort geredet, die ganz Feuer und Muth gewesen, und laut davon gesprochen hatten, daß sie tausendmal lieber ihr Leben als ihren Glauben opfern würden, die Sache jetzt, nachdem die erste Hitze vorüber war, in einem ganz andern Licht an. Der Eine erklärte, nicht Ein Waffenfähiger unter Vierzig würde ins Feld rücken zur Vertheidigung seiner Religion; ein Andrer sagte, sie seyen wahrlich sattsam gewitzigt worden bei La Rochelle; ein Dritter sprach mit Schaudern von Alair. Kurz Albert von Morseiul hatte an dieser kleinen Versammlung eine Probe von den Zweifeln, Befürchtungen und Bedenklichkeiten, von der Gleichgültigkeit, der Schwäche, der Unbotmäßigkeit, welche bei der großen Masse der Protestanten sich kund geben würden, wenn man sie plötzlich zum gemeinsamen Handeln aufriefe. Und so war er denn genöthigt, sich damit zu begnügen, daß er die Aufmerksamkeit aller Anwesenden nachdrücklich hinwies auf die Nothwendigkeit, unverzüglich den Rath des

Marschalls Schomberg zu befolgen und eine Vorstellung an den König aufzusetzen, welche so schnell als möglich von den angesehensten Protestanten im ganzen Königreich unterzeichnet und dann Schomberg übergeben werden sollte, der sich eben auf dem Weg nach Paris befand.

Zunächst folgten fruchtlose Erörterungen über den Ton der Vorstellung und die darin zu gebrauchenden Ausdrücke; und diejenigen, die mehr geneigt waren in Worten keck zu seyn als in Thaten, schlugen solche Ausdrücke vor, welche das bezweckte Ergebniß ganz und gar hätten vereiteln müssen, indem sie der Bittschrift den Charakter eines drohenden und aufrührerischen Manifests gegeben hätten. Obgleich diese Folge augenfällig war, waren doch die Ausdrücke schon beinahe angenommen von der Mehrheit der Anwesenden, und höchst wahrscheinlich wäre dies wirklich geschehen, wäre nicht dem Grafen von Morseiul noch ein glücklicher Gedanke gekommen.

„Meine werthen Freunde," sagte er, „Etwas haben wir zu erwägen vergessen. Wir alle sind Soldaten und Landedelleute, und vielleicht haben auch Manche von uns einen Anstrich von schönwissenschaftlicher Bildung; aber ein Gesuch von der ganzen Masse der Protestanten sollte aufgesetzt werden von einem Mann, gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Weisheit und Frömmigkeit, dessen Name schon eine Empfehlung ist für das, was er niederschreibt. Was sagt Ihr nun dazu, den Herrn Claude de l'Estang zu ersuchen, die

Petition für unsre gesammte Gemeinschaft zu verfassen? Ich gedenke Poitiers morgen zu verlassen, und will ihm Euern Wunsch mittheilen. Die Schrift soll Euch allen, sobald sie fertig ist, zugesandt werden, und es wird dann Nichts weiter zu thun seyn, als sie zu unterzeichnen und dem König vorzulegen."

Der Vorschlag wurde von allen mit Freuden angenommen; selbst diejenigen, die hartnäckig ihren Entwurf verfochten, waren innerlich froh, der Verantwortlichkeit überhoben zu seyn; und nachdem dies entschieden war, trennte sich die Versammlung.

Der Graf von Morseiul verweilte noch ein paar Minuten, nachdem die Andern fort waren, um mit dem Marschall Schomberg zu sprechen, der ihn fragte:

„So wollt Ihr also nicht die Eröffnung der Stände abwarten?"

„Ich sehe nicht, welchen Nutzen es haben sollte," versetzte der Graf; „nunmehr ich die Maßregeln kenne, welche die Commission des Königs vorschreibt, habe ich Nichts mehr, das mich zurückhält. Aber sagt mir, Marschall, glaubt Ihr wirklich, daß Louvois und seine Anhetzer den König zu solchen Schritten drängen werden?"

„Zu tausend andern," versetzte Schomberg, „zu tausend grausameren und tausend gefährlicheren Maßregeln. Ich kann Euch sagen, daß es schon beschlossen ist, in Zukunft die Heirathen von Katholiken und Protestanten zu verbieten. Das wäre freilich kein so großes Uebel, ja eher, glaube ich, günstig für uns; aber es

ist nur Einer von vielen Eingriffen in unsre Gewissensfreiheit, und glaubt es mir nur, unsre einzige Hoffnung steht darauf, daß wir dem König die Augen öffnen über unsern wahren Charakter als eine Gemeinschaft, und über die entsetzlichen Uebel, die wahrscheinlich aus unsrer Unterdrückung folgen würden."

„Aber wenn uns dies mißlänge," fragte der Graf, „was bliebe uns dann übrig, mein edler Freund? Müssen wir uns ruhig der gesteigerten Verfolgung unterwerfen? sollen wir unserm Glauben entsagen? sollen wir Widerstand leisten und sterben?"

„Wenn wir," versetzte Schomberg fest aber traurig, „wenn wir durch unsern Tod für die so nach uns kommen, selbst mit unserm Herzblut einen Sicherheitsvertrag besiegeln, wenn wir durch unsern Fall in Vertheidigung unsrer Religion das Gebäude der reformirten Kirche, wie mit Märtyrerblut kitten und festigen könnten — wenn nur Hoffnung vorhanden wäre, daß unser Untergang unsern Brüdern oder Kindern Freiheit und Frieden erkaufen würde, so würde ich sagen: es stehe uns nur Eine Bahn offen. Aber ach! mein theurer junger Freund, wißt Ihr nicht so gut als ich, daß der Widerstand hoffnungslos ist an sich und verderblich seyn muß in seinen Folgen; daß er Martern, Verfolgung, Elend über die Weiber, die Kinder, die Hülflosen bringen, daß er den letzten Funken von Duldung der muthmaßlich noch übrig bleibt, ersticken muß, und daß der endliche Ruin unsrer Kirche in Frankreich dadurch nur wird beschleunigt werden? Keiner, der den

Namen eines Mannes, Edelmannes oder Christen verdient, wird seine Religion unter Verfolgungen verlassen; aber es steht noch eine andre Bahn offen, und die werde ich einschlagen, wenn den Maßregeln gegen uns kein Einhalt geschieht. Ich will das Land verlassen — will mir irgendwo sonst meine Heimath gründen. Mein Glaube soll mein Vaterland seyn, wie mein Schwert mein Erbtheil war! Wenn Ihr meinen Rath annehmen wolltet, mein lieber Graf, so würdet Ihr meinem Beispiel folgen, und, Euern Entschluß vorläufig schon gefaßt, Euch bereit halten, im Falle der Noth zu handeln."

Der Graf schüttelte den Kopf. „Ich danke Euch," sagte er, „ich danke Euch, und will Euern Vorschlag in die reiflichste Erwägung ziehen; aber es ist ein Entschluß, den man nicht so plötzlich und auf einmal fassen kann — wenigstens Leute nicht, die fühlen wie ich. Oh! mein werther Freund, bedenkt, wie viele Bande ich zu zerreissen habe, ehe ich Eurem Vorschlag folgen kann. Da sind all die süßen Erinnerungen der Jugend, die in der Seele haftenden, herzinnigen Träume der Kindheit, die sonnige Heimath meiner ersten Tage, wo die Pilgerfahrt des Lebens in einem Blumengarten begann. Ich soll dies Alles verlassen — alles Theure, woran die Erinnerung meiner glücklichsten Tage haftet, und den Herbst und Winter meines fernern Lebens zubringen an Orten, wo nirgends eine Spur und Mahnung an seinen Frühling ist. Ich soll All dies verlassen, Schomberg. Ich soll noch mehr verlassen: verlassen

die treuen Leute, die mich von meiner Kindheit an umgeben haben, die mit mir aufgewachsen sind wie Brüder, die über mir gewacht haben wie Väter, die mich geliebt haben mit jener forterbenden Liebe, wie sie nur Herr und Vasall gegen einander hegen, die ihr Leben in meinem Dienst einsetzen würden, und die von mir Leitung, Schutz und Unterstützung erwarten. Ich soll sie verlassen, und zwar als eine Beute derer, die sie gern zerrissen und zu Grund richteten. Verlassen soll ich auch das Grab meines Vaters, die Gräber meiner Ahnen, um welche die Erinnerungen und Bilder der Vergangenheit eine Kette von glorreichen Mahnungen geschlungen, welche mich binden sollte, daß ich sie nicht verließe. Und auch ich selbst sollte mein Grab hier haben, Schomberg; auch ich sollte meinen Platz einnehmen unter den Vielen, welche ihrem Lande gedient und einen makellosen Namen hinterlassen haben. Wenn ich das Schlachtfeld aufsuchte, habe ich da nicht an sie gedacht, und gebrannt vor Begierde, Thaten zu thun wie die ihrigen? Wenn ich versucht wurde, etwas Unrechtes zu thun, habe ich da nicht an ihren reinen Ruf gedacht und die Versuchung von mir geschleudert wie einen schlammigen Wurm? Und sollte ich diese Gräber jetzt verlassen? Wäre es nicht besser zu thun, wie sie gethan haben, mein Banner von den Mauern wehen zu lassen gegen Unterdrückung, und wenn das Schwert, das sie mir übermacht, mein Recht nicht mehr zu vertheidigen vermag, auf der Stelle umzukommen, welche geheiligt ist durch den Besitz ihrer Asche?"

„Nein, mein Freund, nein,“ versetzte Schomberg, „das wäre nicht besser, denn weder würdet Ihr so ihrem Namen die würdigste Ehre anthun, noch würde Euer Tod und Opfer der großen Sache der religiösen Freiheit etwas nützen. Aber es ist hier noch mehr zu erwägen, Albert von Morseiul; Ihr könntet auch das Loos, das Ihr suchtet, verfehlen. Die tückische Kugel und der eigensinnige Stahl erfüllen oft, nur zu oft, ihr tödtliches Amt nicht an dem, der sich ihnen entgegenstürzt. Wie oft sehen wir, daß der Schüchterne, der Feige, oder der Mann der tausend süße Aufforderungen hat, langes Leben zu wünschen, vom Tod erreicht wird auf dem ersten Schlachtfeld das er betritt, während der, der in Wuth oder Verzweiflung dem flammenden Mund der Kanonen entgegenstürmt, wie durch ein Wunder dem Tod entgeht? Bedenkt, Morseiul, wenn dies Euer Schicksal wäre, was würde das Ergebniß seyn? Zuerst zu schmachten in langer Haft, dann zu sehen, wie das Vertilgungsschwert der Verfolgung wüthete unter denen, die Ihr zur Empörung angeführt, zu wissen, daß ihre Herde öde gelegt, ihre Kinder Waisen, ihr Erbtheil Fremden gegeben, ihre Weiber und Töchter dem brutalen Uebermuth siegreicher Soldaten preisgegeben werden; und dann, mit diesem Bewußtseyn, Eure Tage zu schließen als ein gemeiner Verbrecher, auf einem Schaffott auf das marternde Rad geflochten, unter dem Jubel und Hohn abergläubischer Bigotten, während die trugvolle Stimme mönchischer Heuchelei Euer sterbendes Ohr mit Lästerungen

gegen Euern Glauben und Euern Gott bestürmt. Bedenkt dies Alles! und bedenkt auch, daß in diesem letzten Augenblick Ihr erkennen müßtet, wie Ihr selbst das Alles herbeigeführt, ohne alle Aussicht, für Euch selbst oder Andre irgend etwas Gutes zu schaffen."

Der Graf bedeckte sich die Augen mit der Hand, gab aber keine Antwort; dann preßte er dem Marschall Schomberg die Hand, bestieg sein Pferd und ritt langsam fort.

Eine ansehnliche Strecke weit gegen Poitiers zu ritt er in dem gleichen langsamen Schritt weiter, erfüllt von düstern und schwermüthigen Gedanken, auf allen Seiten von Verzweiflung eingeschlossen. Er fühlte, daß die Worte des Marschalls Schomberg in ihrem ganzen Umfang Wahrheit enthielten, und eine Art von Ahnung der kommenden Ereignisse schien sich allmälig um sein Herz zu lagern, wie dunkle Wolken am Rande des Himmels. Seine einzige Hoffnung zog sich jetzt in dieselben engen Gränzen zurück, innerhalb deren sich schon lange die Hoffnung Schombergs gehalten hatte: das Ergebniß nämlich der beantragten Bittschrift an den König.

Aber es waren auch noch ein paar Worte, welche Schomberg zufällig hatte fallen lassen, und die, wie es nach dem bisher Gemeldeten scheinen dürfte, in der Brust Alberts von Morseiul keine so schmerzliche und bittere Gefühle hätten erwecken sollen, als dies wirklich der Fall war. Es waren jene Worte, die sich auf das Verbot bezogen, das gegen Heirathen von

Protestanten und Katholiken ergeben sollte. Was trug es ihm aus, fragte er sich selbst, ob Katholiken und Protestanten einander heirathen durften oder nicht? War nicht sein Entschluß gefaßt in Betreff der einzigen Person, die er je hätte lieben können? und hatte es etwas zu sagen, daß noch eine weitere Schranke zwischen ihnen aufgeführt wurde, wenn zuvor schon unübersteigliche Scheidemauern sie trennten? Aber doch empfand er jene Kunde tief und schmerzlich; die Vernunft vermochte nicht, diese Empfindungen zu dämpfen und zu bemeistern; und sein gedrücktes und überbürdetes Gemüth schweifte jetzt in der Irre von Elend zu Elend, und schien Freude daran zu haben, Alles herauf zu beschwören, was seine Beklemmung und Qual noch steigern konnte.

Als er so etwas mehr als zwei Minuten fortgeritten war, hörte er plötzlich in der Ferne die Töne eines Waldhorns und, wie ihn däuchte, das Gebell von Hunden. Das erinnerte ihn an sein Clemencen von Marly gegebnes Versprechen. Er fühlte, daß sein Gemüthszustand in sonderbarem Contrast stand zu einer fröhlichen Jagdpartie. Aber er hatte versprochen zu kommen, sobald er frei sey, und er war nicht der Mann, der sein Versprechen brach, selbst wenn es nur von geringer Bedeutung war. So lenkte er denn sein Pferd in der Richtung der Gegend hin, von woher der Ton zu kommen schien und ritt immer noch düster und langsam weiter.

Einen Augenblick nachher hörte er die Töne wieder. Die Erinnerung an glückliche Tage und an seine alten Waidmannsübungen kam über ihn, und er ermannte sich kräftig, um sich des finstern Geistes in seiner Brust zu erwehren.

„Ich will diese düstern Gedanken aus meiner Seele verbannen," sagte er, „wäre es auch nur für eine Stunde; ich will noch Einen heitern Augenblick kosten. Heute will ich wieder einmal ein Knabe seyn und morgen will ich Alles hinter mich werfen und mich in den Strom des Kampfs und der Sorge stürzen."

Unter solchen Gedanken berührte er sein Pferd leise mit dem Sporn; das muthige Thier sprang auf wie ein Blitz; das Bellen der Hunde, der Ton der Hörner kam näher und näher, und nach wenigen weitern Augenblicken stieß der Graf auf eine Anzahl bereit gehaltner frischer Pferde und Hunde an der Seite eines Hügels, wie es damals der Brauch war, um dem Jagen neuen Nachdruck und Kraft zu geben, wenn es durch Ermüdung ins Stocken gerathen war.

„Erwartet man, daß der Hirsch hier vorbeikommt?" fragte der Graf einen der Jäger, und errieth augenblicklich selbst mit seinem wohlgeübten Auge, daß er eine andre Richtung einschlagen würde.

„Der junge Marquis von Hericourt glaubt so," antwortete der Gefragte, „aber er versteht Nichts davon."

In diesem Augenblick sah man den stattlichen Hirsch selbst in der Entfernung von etwa einer halben Meile

die Anhöhe daher rennen, einem gerade entgegengesetzten Punkte zu; und der Graf, wohl einsehend, daß er an der Wendung des Thals die Jagd treffen müsse, spornte sein Pferd zum schnellsten Lauf, gefolgt von seinen Dienern. In wenigen Minuten wurden Einige von den Jägern sichtbar, und nach einer weitern Minute war Clemence de Marly vor seinem Auge. Sie glühte von der Anstrengung und Aufregung, ihre Augen glänzten wie Sterne, ihr üppiges Haar wallte rückwärts um ihr Haupt, und ihr ganzes Aussehen war wie damals, wo er sie zum erstenmal im vollen Glanz ihrer Jugend und Schönheit sah. In einiger Entfernung sah man den Chevalier sich damit belustigen, daß er ein feuriges Roß, welches allen übrigen voranzurennen brannte, beinahe bis zum Tollwerden durch Zurückhalten reizte und neckte; der Zug von Anbetern und Schmeichlern, der ihr gewöhnlich folgte, war über das Feld hin zerstreut; und in einem Augenblick war Albert von Morseiul, den Hut herunter, sein schwarzes Haar um seine Stirne flatternd, seine Züge erheitert von einem Lächeln, welches sich seltsam mischte mit den scharfen Linien der kaum erst erlebten tiefen Gemüthsbewegungen, — wie die Sonne, wenn sie die Reste einer Gewitterwolke zerstreut, — die Brust vorwärts gebeugt, das Haupt verneigend zu einer anmuthigen Begrüßung und der Leib gerade wie eine Säule — an der Seite Clemencens von Marly, und galoppirte mit ihr dahin, gleichsam Ein Stück mit dem edeln Thier, das ihn trug.

Die Augen beinahe sämmtlicher folgender oder in der Nähe befindlicher Personen waren auf diese beiden gerichtet; und wirklich schien beinahe Alles in der fröhlichen und glänzenden Scene, auf der sie sich bewegten, durch die Vergleichung mit ihnen verdunkelt zu werden. In der ganzen Haltung, in der Erscheinung und Gestalt Beider lag jener klare, gedrängte Ausdruck von Anmuth, Würde und Kraft, der beinahe unsterblich scheint, so daß der Herzog von Rouvré und sein Gefolge, die stattlichen Edelleute, die Hunde, die Jäger und der ganze Aufzug für einen Augenblick vergessen wurden. Die Männer vergaßen sogar eine Weile sich selbst vor Staunen und Bewunderung.

Ohne sich dessen bewußt zu seyn, ritten Albert von Morseiul und Clemence von Marly weiter; und er, der sein Geschick als besiegelt ansah und seinen Entschluß gefaßt hatte, warf allen kalten und hemmenden Zwang ab, und zeigte sich als den, der er wirklich war, ja, noch mehr, er zeigte sich so wie er war in aufgeregter und lebhafter Stimmung, wenn alle schönen Eigenschaften seines Herzens und Geistes in einem Augenblick höherer Lebendigkeit überwallten. All die Erzählungen, die sie von ihm gehört hatte, wie er sich zeigte auf dem Schlachtfeld oder im Augenblick der Schwierigkeit und Gefahr, traten jetzt für Clemence von Marly lebendig ins Daseyn, und während sie voll freudiger Verwunderung war, fühlte sie, daß sie zum ersten Mal in ihrem Leben einem Mann begegnet, dem ihr Herz und Geist weichen mußte. Ihr Auge

senkte sich unter dem Adlerblick des seinigen; ihre Hand hielt den Zügel schüchterner; neue Gefühle kamen über sie, Zweifel an ihrer Selbstgenügsamkeit, an ihrem Muth, an ihrer Kraft, ihrer Schönheit und ihrem Werth; sie fühlte, daß sie Albert von Morseiul zuvor schon bewundert und hochgeschätzt, aber sie fühlte auch, daß jetzt etwas Seltsameres, etwas Gewaltigeres in ihrem Busen sich rege.

Wir dürfen bei keiner weitern Scene dieser Jagd verweilen. Während dieses ganzen Nachmittags gab sich der Graf dem Walten dieses Geistes hin. Mochte er mit Clemencen allein oder von Andern umgeben seyn — der hohe und mächtige Geist trat immer mit furchtloser Energie hervor. Eine glänzende und poetische Phantasie, ein klarer und gebildeter Verstand; eine Entschiedenheit des Charakters und Tons, gegründet auf das Bewußtseyn der Rechtlichkeit und großer Kräfte; ein eben so anmuthiger als scharfer Witz, unterstützt von den Vortheilen einer überraschenden Schönheit und einer tiefen Stimme von einnehmendem Wohlklang ließen Alle so weit, so ohne alle Vergleichung weit hinter sich zurück, daß selbst die Eitelsten dies jetzt empfanden, und mit Verdruß und Unmuth empfanden. Die Jagd war vorüber, und zufällig oder absichtlich wurde Albert von Morseiul beim Abendessen neben Clemence von Marly gesetzt. Der Herzog von Rouvré hatte den glänzenden Wechsel wahrgenommen, der in der Stimmung und im Wesen seines jungen Freundes

eingetreten war, und ihn einer falschen Ursache zuschreibend, sagte er gutmüthig:

„Herr von Morseiul, ich bin erfreut zu sehen, daß Ihr Euern Trübsinn abschüttelt. Ihr seyd um so viel fröhlicher, daß ich nicht zweifle, Ihr müßt heute gute Neuigkeiten vernommen haben."

Diese Worte wurden in einiger Entfernung über den Tisch herüber gesprochen und Jedermann hörte sie; aber der junge Graf antwortete ruhig: „Ach! nein, gnädiger Herr; ich faßte den Entschluß, noch einen glücklichen Tag zu verleben, und warf daher jeden andern Gedanken von mir, außer dem an das Vergnügen der Gesellschaft, in deren Mitte ich mich befinde. Ich ließ heute dieser Heiterkeit den Zügel schießen, weil ich, es thut mir leid es auszusprechen, morgen Ihr gastliches Dach verlassen muß, um nach Morseiul zurückzukehren; und ich fürchte, ich werde nicht wieder nach Poitiers kommen können, so lange ich in dieser Gegend Frankreichs bleibe."

Clemence von Marly wurde sehr blaß, dann aber strömte ihr das Blut wieder gewaltig ins Angesicht. Der Herzog von Rouvré jedoch lenkte durch seine augenblickliche Antwort die Aufmerksamkeit von ihr ab.

„Nein, nein, mein Herr Graf," sagte er, „Ihr verspracht mir einige Tage länger zu bleiben, und ich kann einen alten Freund, den Sohn eines alten Freundes, nicht so bald ziehen lassen."

„Ich habe gesagt, gnädiger Herr, ich wolle bleiben, wenn es möglich sey," versetzte der Graf. „Aber

ich kann Euch versichern, es ist nicht möglich; verschiedne gewichtige Gründe von höchster Bedeutung nicht nur für mich, sondern für das Land, rufen mich gebieterisch fort, obgleich der Verlockungen, hier zu bleiben, nur allzu viele sind."

„Ich weiß Einen von diesen Gründen," sagte der Herzog; „Ich höre, Ihr habt Maßregeln getroffen zur Unterdrückung jener verwegnen Bande von Räubern, Nachtfalken, wie sie sich selbst nennen, welche seit einiger Zeit in dieser Gegend des Landes herumziehen, und den armen Monsieur Pelisson und Monsieur St. Helie in ihre Gewalt bekamen, wie sie mir dieser Tage erzählten; aber Ihr könntet das Euern Vögten überlassen, Graf."

„In der That, das kann ich nicht, gnädiger Herr Herzog," entgegnete der Graf. „Diese Sache hat mehr Verästungen als Ihr wißt, — oder vielleicht sollte ich sagen mehr Wurzeln, die man ausreuten muß. Zudem sind es noch mancherlei andre Dinge."

„Gut, gut," sagte der Herzog, „wenn es so seyn muß, so sey es. Sobald jedoch die Versammlungen der Stände ihr Ende erreicht haben, werde ich, um mich eine Weile auszuruhen, nach Ruffigny kommen, und dann will ich, wenn es Euch nicht ganz gelungen ist, mein Möglichstes thun, Euch zu helfen; aber wir werden doch nicht auch unsern Freund Louis hier verlieren. Chevalier, geht Ihr mit Euerm Freund zurück?"

„Nicht, um auf Räuber Jagd zu machen," antwortete der Chevalier mit einem Lächeln; „beinahe

eben so gern möchte ich mit dem Dauphin Ratten jagen. Ueberdies hat er mich noch gar nicht gefragt, es ist dies die erste Kunde, die ich von seinem Vorhaben höre."

„Ich faßte erst diesen Morgen den Entschluß," versetzte der Graf. „Aber Ihr habt mir einen ganzen Monat versprochen, Louis, und Ihr sollt mir den schenken, wann es Euch selbst am angenehmsten ist."

„Nun so will ich noch ein paar Tage hier liegen bleiben," sagte der Chevalier, „wenn der Gouverneur mir Quartier und Kost vergönnt; und dann, wenn ich all die herrlichen Dinge gesehen, die von den Ständen zu Stande gebracht werden, will ich Euch nach Morseiul nachkommen."

So endete die Verhandlung, welche auf die Ankündigung von des jungen Grafen Entschluß folgte. Kein weiteres Gespräch entspann sich mehr zwischen ihm und Clemencen von Marly, welche sich während des ganzen übrigen Abends entweder dem Chevalier, dem Herzog von Melcourt, oder dem Marquis von Hericourt widmete. Die Stunde für Alberts Abreise war festgesetzt unmittelbar nach dem Frühstück am folgenden Tage; aber Clemence von Marly erschien an diesem Morgen, zum erstenmal seit seiner Anwesenheit in Poitiers, nicht am Frühstücktisch. Als die Stunde gekommen und seine Pferde bereit waren, nahm er von der übrigen Gesellschaft Abschied; er verließ mit vielen schmerzlichen Bewegungen in seinem Herzen den Saal, und der Herzog, der Chevalier und noch ein

paar Andere begleiteten ihn bis oben an die Treppe. Aber in diesem Augenblick, als er eben im Begriff stand hinabzugehen, erschien Clemence, wie es den Anschein hatte, um sich in den Saal zu begeben. Sie war etwas bläſſer als gewöhnlich, aber ihr Wesen war ganz wie immer.

„So, Herr von Morseiul," sagte sie, „Sie gehen also jetzt? Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise;" und so, ihn wie einen gewöhnlichen Bekannten behandelnd, neigte sie ihr Haupt gegen ihn und trat in den Saal.

Neuntes Kapitel.

Die Entdeckung.

Zwei Tage nach der Abreise des Grafen von Morseiul wurden die Stände der Provinz förmlich eröffnet; aber weder mit diesen Ständen, noch mit ihren Verhandlungen werden wir uns befassen, und nur ein Begebniß wollen wir berichten, welches sich am Vorabend ihres Zusammentritts zutrug.

Am Tag vor der Eröffnung waren eine ungeheure Menge von Herren aus allen Theilen der Provinz in die Stadt geströmt. Das Haus des Gouverneurs füllte sich wieder bis an die Thüren, und obgleich die förmliche Eröffnung der Stände bis zum folgenden Tag verschoben ward, begannen sie doch dem Namen nach

ihre Versammlung schon am Tage nach dem Weggehen des Grafen. Die beiden Collegen, Pelisson und St. Helie, hatten sich nach ihrer Ankunft in Poitiers getrennt; der Erstere hatte sich in den bischöflichen Palast begeben, wo er sich auf seine gewöhnliche Weise beschäftigte, nämlich damit: große Geldsummen durch verschiedne Kanäle in der Provinz in Umlauf zu bringen, um alle Personen zu bestechen, die sich schwach oder schwankend im protestantischen Glauben erwiesen, daß sie ihre Confession verließen und in die katholische Kirche zurückkehrten. St. Helie war im Hause des Gouverneurs zurückgeblieben, Beschäftigungen nachgehend, die seinem Geschmack mehr zusagten, wie z. B. Alles zu beobachten, was vorging, Erkundigungen einzuziehen über die Ansichten und Gesinnungen aller Personen, welche muthmaßlich bei der Versammlung der Stände anwesend seyn würden, und bestrebt, eine Partei für seine eignen Absichten und Zwecke zu bilden unter den gewaltthätigsten, intolerantesten und bigottesten von den einflußreichen Katholiken der Provinz.

Der Herzog von Rouvré konnte nicht umhin, diesem Mann jede Art von Höflichkeit zu erweisen, denn dahin lautete in der That des Königs ausdrücklicher Befehl; aber zugleich konnte er sich selbst nicht verhehlen, daß der Abbé ein seine Handlungen belauernder Spion, und bestimmt war, ihn bei seinem Verfahren zu beschränken und zu controliren, und wie man sich bei so bewandten Umständen leicht denken kann, er hatte keine besondere Freude an seinem Gast.

Am Tage nun vor der regelmäßigen Eröffnung der Stände war der Herzog von Rouvré, der, nachdem einige der einleitenden Förmlichkeiten überstanden waren, sich in seinem Saal mit zwölf bis vierzehn römisch katholischen Edelleuten unterhielt, welche, wie zufällig, gekommen waren ihn zu besuchen, in der That aber sich hiezu vorher mit Andern verabredet hatten, nicht eben angenehm überrascht, als er den Abbé von St. Helie, gefolgt von Pelisson und dem Pfarrer von Guadrieul, in etwas förmlicher Weise in den Saal treten und mit einer Geschäftsmiene auf sich zukommen sah. Er verbeugte sich jedoch tief, da er für heute den Abbé zum erstenmal sah, grüßte Pelisson mit etwas mehr Wärme, und ließ den dritten Mann der Gesellschaft in stierartiger Stumpfheit daher trollen, ohne ihn mehr als eines förmlichen Nickens mit dem Kopf zu würdigen.

„Es ist Zeit, gnädiger Herr," sagte der Abbé von St. Helie, „den Befehl des Königs zu erfüllen, und in Eurer Anwesenheit die Instruktion zu öffnen, die er uns anvertraut hat, und über deren Inhalt wir selbst bis auf diesen Augenblick in gewisser Art im Ungewissen sind."

„Ich glaubte, Ihr Herren," sagte der Herzog, „Ihr hättet mir erklärt, die Instruktion dürfe erst nach Eröffnung der Stände eröffnet werden."

„Nein, gnädiger Herr," antwortete der Abbé, „ich habe gesagt, erst nach dem Zusammentritt der Stände, welche ja auf heute sind einberufen worden."

„Gut denn, Ihr Herren," sagte der Herzog, „ich will Euch in wenigen Minuten meine Aufmerksamkeit widmen. Jetzt bin ich, wie Ihr seht, mit Freunden beschäftigt, in einer halben Stunde aber werde ich bereit seyn, Euch in meinem Cabinet zu empfangen in allen Geschäften und Angelegenheiten, welche noch weiter zwischen uns zu verhandeln seyn mögen."

„Ich sehe keinen Grund, gnädiger Herr," entgegnete der Abbé, „warum die Instruktion nicht sollte vor den hier anwesenden Herren eröffnet werden, die ja alle aufrichtige Christen und eifrige Anhänger des wahren Glaubens sind."

„Auf der Gotteswelt kein Grund," versetzte der Herzog scharf, „als daß ich gerne meine Geschäfte auf meine Weise, in meinem Hause, und in der mir angewiesenen Sphäre verhandle."

„Es thut mir sehr leid, auf Aenderungen in den Absichten Euer Gnaden antragen zu müssen," versetzte der Abbé mit einem kalten Hohnlächeln, „aber ich bin zu dem, was ich thue, höhern Orts ermächtigt. Des Königs ausdrückliche Anweisung geht dahin, die Instruktion in Anwesenheit Euer Gnaden und andrer kompetenter Zeugen zu öffnen."

„Ha! wenn es so ist," sagte der Herzog, tief verletzt, „dann können freilich keine kompetentere Zeugen verlangt werden, und vielleicht keine, die besser vorbereitet wären, als die hier Anwesenden. Bitte, öffnet Eure Instruktion, Ihr Herren! Laßt uns der Sache wo möglich einen Anstrich von Regelmäßigkeit

geben; da draußen! schickt nach meinem Sekretär. Wir wollen warten bis er kommt, wenn es Euch gefällig ist, mein Herr von St. Helie. Was für herrliches Wetter wir haben, meine Herren! Wir haben keinen nassen Tag gehabt seit fast zwei Monaten und doch jeden Morgen einen linden Regen."

Die Anwesenden nahmen ihre Plätze um den Tisch herum ein, der Pfarrer von Guadrieul zog die lederne Tasche hervor, welche die Instruktion enthielt, legte sie schwerfällig vor sich hin, und sobald des Herzogs Sekretär erschien, ward ein großer Knoten an den ledernen Schnüren des Sacks mit einem Federmesser durchschnitten, und das ganze Packet dem Abbé von St. Helie eingehändigt, der sich zur Rechten des Gouverneurs gesetzt hatte. Dann öffnete der Abbé die Mündung der Tasche, und zog ein großes pergamentnes Packet heraus, an beiden Enden mit dem königlichen Wappen von Frankreich versiegelt. Der Gouverneur verlangte die Ueberschrift zu sehen, und als er sah, daß sie in den herkömmlichen Ausdrücken auf den Abbé von St. Helie und Pelisson lautete, gab er es dem Erstern zurück, welcher mit einem wichtigthuenden Gesicht und langsamer Förmlichkeit die Siegel zu erbrechen anfing.

Zwei oder drei papierne Ueberdecken fanden sich darin, um das kostbare Dokument doch ja recht sicher zu verwahren, und der Abbé entfaltete eine nach der andern, bis er an die letzte kam, welche ebenfalls versiegelt war, aber viel kleiner als der Umfang des

äußern Umschlags hatte erwarten lassen. Er brach jedoch selbst das Siegel los und brachte den Inhalt hervor, wo denn, zum Erstaunen von Jedermann, und zur Belustigung der anwesenden jüngern Personen, Nichts als ein Packet Karten zum Vorschein kam.

Der Herzog von Rouvré sah ganz trocken drein, nicht ein Lächeln zuckte um seinen Mund, und er sagte, den Abbé von St. Helie anblickend, der in sprachloser Betäubung da saß:

„Ich bewundre den Scharfsinn und das Schicklichkeitsgefühl, womit man es für nothwendig erachtet hat, zur Eröffnung dieser Commission — oder dieses Spiels, sollte ich vielleicht sagen, Herr von St. Helie, Zeugen zu bestellen. Meine Herrn, ich hoffe, daß Ihr vollkommen zufriedengestellt seyd; aber ich muß Euch fragen, ob es nothwendig ist, meinen Sekretär zu beauftragen, ein Protokoll aufzusetzen über Inhalt, Bedeutung und Umfang von des Abbé's Commission?"

Mittlerweile hatte Pelisson in die Papiere, welche um die Karten gewickelt gewesen waren, hineingegriffen und sie aufgenommen. Er prüfte sie genau und lang; aber endlich versetzte er auf des Herzogs spöttische Frage:

„Vielleicht ist es nöthiger, gnädiger Herr, als Ihr denkt. Nach dem Aussehen dieser Papiere scheint es mir, daß das Packet zuvor schon geöffnet worden ist. Es ist ein leichter Riß in dem Pergament und dieser Riß ist offenbar nicht neu."

„Darauf habt Ihr selbst zu sehen, Ihr Herrn,"

sagte der Herzog von Rouvré in ernstlichem Unwillen: „die Commission ist Eurer Sorgfalt und Wachsamkeit anvertraut gewesen und Niemanden sonst. Ihr wißt am besten, ob Ihr sie früher schon geöffnet habt oder nicht. Sekretär, da diese Herrn es verlangen, setzt eine Urkunde auf, daß wir heute von dem Herrn Abbé von St. Helie in unsrer Gegenwart haben ein Packet öffnen sehen, adressirt an ihn und Herrn von Pelisson, welches ihrer Angabe nach eine Instruktion für gewisse Angelegenheiten für sie von Seiner Allerchristlichsten Majestät enthielt; und daß, als man das besagte Packet so öffnete, man darin Nichts gefunden, als ein Kartenspiel, nicht in der allersaubersten Verfassung."

„Bitte, laßt ihn auch beisetzen," sagte Pelisson, „daß ich meine Ansicht ausgesprochen habe, in Folge des Aussehens der Papiere, daß das besagte Packet vorher schon müsse geöffnet worden seyn."

„Das mag auch niedergeschrieben werden," sagte der Herzog, „aber auch das muß angemerkt werden, daß Herr von Pelisson diese Beobachtung erst machte, nachdem das Packet geöffnet und die Karten entdeckt worden waren; daß man die Siegel unerbrochen und den ledernen Sack unversehrt fand; und jetzt, Ihr Herren," fuhr er fort, „nachdem ich meine Besprechung mit diesen hier anwesenden edeln Herrn unterbrochen, um Zeuge zu seyn von der Oeffnung eines Karten-spiels — was allerdings der Anfang von einem Spiel seyn mag, das ich nicht verstehe — werdet Ihr mich

vielleicht entschuldigen, wenn ich aufstehe und unsre angenehmere Beschäftigung wieder aufnehme."

Pelisson verbeugte sich ruhig und ohne aus der Fassung zu kommen; der Abbé von St. Helie aber sah über alle Maßen verblüfft, gekränkt und zornig drein; und der stumpfe Priester von Guadrieul, auf welchen sich von Zeit zu Zeit die Blicke seiner beiden Obern mit einem Ausdruck gerichtet hatten, dessen Sinn nicht zweifelhaft seyn konnte, sah aus wie ganz betäubt von dummem Erstaunen und Angst. Der Gouverneur und seine meisten Gäste waren aufgestanden und hatten sich im Zimmer herum zerstreut; und nach einigen kurzen mit dem Abbé von St. Helie gewechselten Worten trat Pelisson vor und verabschiedete sich mit wenigen Worten des Inhalts: daß es natürlich ihre Pflicht sey, den König von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, und sie müßten daher unverzüglich schreiben, ehe die gewöhnliche Post abgehe.

Der Gouverneur verbeugte sich steif, und antwortete nur: er für seine Person könne nicht daran denken, den König wegen einer Kleinigkeit von so geringem Belang zu behelligen, und überlasse es daher ihnen, ihren Bericht auf ihre Weise abzufassen. Darauf zogen sich die Drei zurück, und bald trennte sich auch die übrige Gesellschaft; aber der würdige Gouverneur war noch nicht eine halbe Stunde allein gewesen, als er ein Billet von dem Bischof erhielt, mit der Bitte um eine Audienz, die ihm augenblicklich gewährt wurde. Er kam, begleitet von dem Abbé Pelisson und dem

Pfarrer von Guadrieul, welcher außen stehen blieb, während der Bischof und sein Begleiter eine vorgängige Besprechung mit dem Gouverneur hatten. Dann ward der Pfarrer hereingerufen und blieb einige Zeit bei ihnen. Dann ward er wieder in das Vorzimmer geschickt, dann wieder hineingerufen, und beinahe zwei Stunden verflossen unter einer, allem Anschein nach, sehr unangenehmen Erörterung, denn als nach Verfluß dieser Zeit der Gouverneur aus seinem Cabinet in den Saal zurückkam, bemerkten Clemence de Marly, die Herzogin und der Chevalier insgesammt, daß er sehr aufgeregt und erhitzt war.

Ein paar Minuten nachher kam sein Sekretär zu ihm in den Saal mit einem Billet, das dem Anschein nach so eben erst geschrieben worden, in der Hand, und fragte, ob es so recht sey.

Der Gouverneur las das Billet und antwortete: „Ja! schickt es augenblicklich fort! Gebt dem Boten auf, dem Grafen von Morseiul meine herzlichsten Grüße zu überbringen! Schärft ihm auch aufs Gemessenste ein, diese Nacht nicht zu rasten, als bis er den Grafen eingeholt. Wenn der Graf zu Bette ist, wenn er ihn einholt, braucht er ihn natürlich nicht aufzustören vor dem Morgen. — Aber sagt ihm, daß er ihm die freundlichsten Gesinnungen von mir ausspreche.“

Clemence de Marly stand auf, und mit einer gewinnenden Anmuth, die ihr natürlicher war als der launenhafte Stolz, den sie zu Zeiten annahm, trat sie auf den Herzog zu, schob ihren Arm sanft in den

seinigen und zog den alten Edelmann in eines der tiefen Fenster. Sie sprach mit ihm einige Minuten sehr ernstlich, und er antwortete ihr, wie wenn er mit einem Scherz einer Frage ausweichen wollte, die er zu beantworten keine Lust hatte.

„Nein, nein," hörte man sie endlich sagen, „mein theurer Vormund, Ihr sollt es mir sagen, und Ihr wißt, daß Clemence absoluter ist als der König."

„Wir wollen morgen davon sprechen, Clemence," sagte der Herzog, „und vielleicht sage ich es Dir; aber Ihr müßt dann dafür auch Eure Beichte ablegen, schönes Fräulein!"

Sie erröthete ein wenig und wandte sich weg, und so hatte die Unterredung ein Ende.

Zehntes Kapitel.

Die Zurückrufung.

Albert von Morseiul ritt seines Weges fort mit unmuthigem und unruhigem Herzen. Die Aufregung des vorangegangnen Abends war vorüber, und die darauf folgende Erschlaffung war wie die Mattigkeit nach einem Fieber. Es war ihm, als seyen die letzten frohen Stunden seines Lebens dahin, und die übrigen würden Nichts als Kampf und Noth seyn; die letzten von allen süßen Träumen, womit Hoffnung und Jugend die Zukunft überkleiden, seyen entschwunden und

vernichtet und Nichts als die finstre, graue Wirklichkeit zurückgeblieben. Es ist hart und schmerzlich, sich zu irgend einer Trennung und einem Abschied zu entschließen, und zehnfach hart und schmerzlich, sich zu entschließen zum Abschied von den süßen, verheißungsvollen Phantasieen unsrer frühen Tage, sich für immer einem rauheren Führer zu ergeben, und ihm zu folgen auf einer freudlosen, steinigten Bahn, während man früher über süße Blumen im Sonnenschein hinwandelte. Im Allgemeinen ist es wahr, die weise Güte des Himmels hat dafür gesorgt, daß wir nicht von allen auf einmal scheiden müssen, sondern daß die Visionen und Träume, wie die vielen fröhlichen Genossen unsrer Kindheit, entweder mit andern vertauscht werden, oder einzeln nach einander von unsrer Seite weg scheiden, bis alle dahin sind, und wir kaum bemerken, welche die letzten sind. Aber es gibt auch Fälle, wo sie alle miteinander weggerafft werden, oder, wie bei Albert von Morseiul, daß die letzte, welche uns genommen wird, die glänzendste und beste, und der Abschied klar, entschieden bewußt und schrecklich ist.

Bitter, bitter waren daher seine Gefühle, als er von Poitiers wegritt und bei sich selbst entschied, daß der letzte Jugendtraum dahin, die treugehegte Vision langer Jahre entschwunden, die Schaumblase zersprungen und Alles aus sey; daß sie, die, halb ideal und halb wirklich, der Gegenstand gewesen, an welchen sich Erinnerung und Phantasie gehängt hatten als das glänzende Kleinod der Zukunft, nicht war, was er

geträumt hatte, und selbst wenn sie es war, nie, nie die Seinige werden konnte; daß endlich die er Mittelpunkt seiner Gedanken für immer von ihm gewichen sey. Dieser Augenblick und dieser Ort schienen die Abschiedsepoche zu bezeichnen, wo Jugend, Phantasie und Glück dahinten blieben, und Sorge, Wirklichkeit und Angst als Begleitung der Zukunft sich hervordrängten.

Obgleich, wie wir an mehr als Einem Ort zu zeigen bemüht waren, der Graf von Morseiul ein Mann von lebendiger Phantasie und von tiefem, innigem Gefühl war, besaß er doch auch Eigenschaften andrer Art, welche dienten, diesen gefährlichen Gaben das Gegengewicht zu halten und sie zu beherrschen, freilich ohne zu verhüten, daß sie ihren Einfluß auf ihn ausübten mit Leid, Kummer und Verdruß, die aber doch stark genug waren zu verhindern, daß nicht die Einbildungskraft seine Urtheilskraft verdunkelte oder lebhaftes Gefühl seine Handlungsweise dem strengen Pfad entfremdete, welchen die gesunde Einsicht vorzeichnete. So machte er sich denn jetzt ernstlich daran, klar und scharf zu untersuchen, was die Wahrscheinlichkeiten der Zukunft seyen, und welches Benehmen ihm selbst zieme einzuhalten. Er zweifelte nicht, ja er fühlte sich fest überzeugt, daß Clemence de Marly am Ende ihre Hand dem Chevalier d'Evran, seinem Freund und Waffengenossen geben würde. Er glaubte daß für den Augenblick irgend ein zufälliger Umstand sie einander entfremdet habe, und daß vielleicht auf beiden Seiten

eine wärmere und lebhaftere Leidenschaft, die sie einst empfunden, ein wenig möge abgekühlt worden seyn; aber doch zweifelte er, nach Allem was er sah, nicht, daß Clemence die Gattin seines Freundes werden würde, und seine erste Aufgabe war, sein Gemüth vorzubereiten, dies Ereigniß mit Ruhe, Festigkeit und Würde zu ertragen, wenn es eintreten sollte. Als jedoch seine Gedanken zu seinen Brüdern, den Hugenotten, zurückkehrten und zu dem ihrer wahrscheinlich harrenden Schicksal, da sah er eine ihn von der Qual seiner persönlichen Gefühle erlösende Aussicht in dem Kampf, welcher wahrscheinlich aus ihrer Verfolgung entspringen mußte, und vielleicht schöpfte er selbst einige Hoffnung aus der Aussicht auf ein frühes Grab.

Mit solchen kämpfenden Gedanken in seiner Brust, und mit all den mannigfachen Gemüthsbewegungen, welche sich der Leser aus eigner Phantasie hinzudenken mag, ritt Albert von Morseiul weiter, bis er das für sein zweites Nachtlager bestimmte Haus erreichte. Alles war zu seiner Aufnahme bereit gehalten, und alle äussern Bedürfnisse waren angeschafft, um für sein Behagen zu sorgen, so daß auch nicht einmal eine kleine leibliche Entbehrung oder Aufregung da war, um seine Gedanken abzuziehen von den düstern Bildern, welche seinem Geiste sich aufdrängten.

Mit einem ihm in solchen Angelegenheiten eignen Takt trug Jerome Riquet besonders Sorge, daß die seinem Gebieter vorgesetzte Mahlzeit die allereinfachste war, und statt das Zimmer mit Dienern zu füllen,

wie er bei einer frühern Gelegenheit gethan, wartete er, der auf der Reise das Amt eines Major domus bekleidete, dem Grafen bei Tisch allein auf, und ließ nur noch Einen Diener die Gerichte auf- und abtragen. Er hatte die Vorsorge gehabt, sich mit einigem Wein von Poitiers zu versehen, welchen er den Kellermeister des Erzbischofs vermocht hatte, aus dem edelsten Lager im Keller seines Herrn auf die Seite zu schaffen, und er suchte jetzt seinen Herrn, dessen tiefe Niedergeschlagenheit er während ihrer Reise bemerkt und bedauert hatte, zu verführen, mehr als gewöhnlich von dem duftenden Getränke zu nehmen, natürlich nicht dadurch, daß er auch nur Ein Wort deßhalb sagte, sondern indem er ihm sein Glas füllte, so oft er es leer sah.

Nun hätte Jerome Riquet gern eines seiner Ohrläppchen darum gegeben, mit Gewißheit zu erfahren, was denn der Hauptgrund von des Grafen Bekümmerniß sey. Daß er in Sorgen war wegen des Standes der protestantischen Sache, wußte der Kammerdiener wohl; daß er bis auf einen gewissen Grad von Liebesgefühlen gegen Clemence de Marly ergriffen war, errieth Riquet sehr leicht. Aber Jerome Riquet war, wie wir schon mehr als einmal gesagt, schlau und einsichtsvoll, und das in Nichts mehr als in Sachen, wo das Herz ins Spiel kam. Zwar war er nicht fünf Mal ins Zimmer gekommen, wenn Clemence und sein Herr bei einander waren, aber es gibt in der Welt, worin wir leben, Dinge, wie halb offne Thüren, Ritzen,

Schlüssellöcher und Dachstubenfenster; und in den darauf bezüglichen Künsten und Geheimnissen insgesammt war Jerome Riquet ein ausgemachter Meister. So hatte er genug gesehen, um überzeugt zu seyn, daß, was immer die Gesinnungen von Clemence de Marly gegen Andre seyn mochten, ihre Gefühle gegen seinen Herrn ganz und gar nicht ungünstig seyen; und nach vielen Spekulationen war er in seinem Geist zu dem Resultat gekommen — denn er kannte die etwas rittermäßige Großmuth im Charakter seines Gebieters ganz gut — daß er und der Chevalier d'Evran in Eine und dieselbe Person verliebt seyn müßten, und daß der Graf troß seiner größern Aussichten auf günstigen Erfolg, lieber auf die Werbung um den Gegenstand seiner Leidenschaft verzichtet habe, als daß er hätte der Nebenbuhler seines Freundes werden mögen.

Riquet wünschte jedoch sehr, über diesen Umstand ganz ins Klare zu kommen, und zu erfahren, ob dies wirklich und in Wahrheit die nächste Ursache war von der Melancholie, die er an seinem Herrn beobachtete, oder ob noch eine tiefere und mächtigere Ursache daran schuld war, welche sich den Augen verbarg, welche nach seiner Ansicht das Privilegium besaßen, alle Geheimnisse seines Gebieters auszuspähen. So konnte er, nachdem die Mahlzeit vorüber und der Nachtisch aufgetragen war, obgleich er bis auf diesen Augenblick sich klüglich enthalten, irgend etwas zu thun, zu sagen oder zu gestatten, was die Gedankenreihe des Grafen stören konnte, nicht länger mehr widerstehen, und er füllte

rasch seines jungen Gebieters Glas auf, als er es leer sah.

Sein Herr schob es mit der umgekehrten Hand zurück und sagte: „Nicht mehr!"

„O mein gnädiger Herr!" sagte Riquet, „Ihr werdet es doch gewiß nicht ausschlagen, dies Glas auf die Gesundheit des Fräuleins Clemence zu trinken!"

Der Graf, der ihn durch und durch kannte und in der Regel sehr klar alle die Wendungen und Schliche durchschaute, mittelst derer er seine Absichten verfolgte, wandte sich um, sah ihm, wie er sich über seine Schulter bückte, einen Augenblick ins Gesicht, und antwortete dann mit einem schwermüthigen Lächeln: „Gewiß nicht, Riquet! Auf ihr Glück und ihre Gesundheit!" und damit trank er das Glas aus.

Sein Blick und seine Worte genügten Jerome Riquet vollkommen, obgleich der Graf nicht wußte, daß so Viel darin lag, aber der schlaue Kammerdiener sah klar, daß, welche andre Ursachen auch zu der Melancholie seines Herrn beitragen mochten, die Liebe zu Clemence de Marly einen bedeutenden Antheil daran hatte; und bestärkt in seiner Vermuthung hinsichtlich des Grundes, warum sein Gebieter Poitiers verlassen, war, sobald er aufräumte und ihn verließ, sein erster Gedanke der: durch welchen schlauen Plan oder welches listige Mittel er ihn wider seinen Willen nach Poitiers zurückführen und ihn unauflöslich in die weitere Verfolgung der Werbung um seine Geliebte verflechten könnte.

Verschiedene Plane boten sich seinem Geist dar, welcher fruchtbar war an allen Arten von Intriken, und es ist wahrscheinlich, daß er, obgleich er es mit einem klarsehenden und entschiedenen Mann zu thun hatte, doch auch ohne Hülfe von außen seinen Zweck erreicht hätte; aber er erhielt plötzlich ganz unverhofften Beistand durch die Ankunft eines Couriers vom Herzog von Rouvré, etwa um zehn Uhr Nachts in dem Hause, wo sie Quartier gemacht hatten.

Riquet ward augenblicklich zu dem Boten berufen; und der Kammerdiener, der ihm erklärte, der Graf sey so beschäftigt, daß er im jetzigen Augenblick keinen Menschen sehen könne, übernahm selbst die Bestellung des Billets und der mündlichen Botschaft, während der Bote sich außen hinsetzte, um sich nach einem langen und erschöpfenden Ritt zu erquicken. Riquet nahm eine Lampe mit, um sich die Treppe hinauf zu leuchten, obgleich er die ganze Nacht ohne eine solche auf und ab gegangen war, und bis er die Thüre des Grafen erreichte, hatte er sich natürlich mit dem ganzen Inhalt des Billets bekannt gemacht, so daß, als er in die Küche zurückkam, um sich mit dem Boten zu unterhalten, er vollkommen vorbereitet war, um ihn über die verschiednen Vorgänge in Poitiers mit Feinheit und Scharfsinn in die Kreuz und Quere auszuforschen.

Die ganze Geschichte mit den in dem Packet des Königs gefundnen Karten hatte natürlich im Hause und bei der Dienerschaft des Gouverneurs große Sensation gemacht, und Riquet lachte jetzt unmäßig über

die Erzählung, indem er höchst unehrerbietig versicherte, er habe nie gewußt, daß Louis der Große ein solcher Spaßvogel sey. Nichts öffnet so die Pforten des Herzens und läßt so seine Geheimnisse dutzendweise herausschlüpfen, wie das Lachen. Der Courier stimmte in die Lustigkeit des Kammerdieners mit ein, und Riquet fand keine Schwierigkeit, ihm Alles was er wußte zu entlocken. Die spätern Besprechungen zwischen dem Gouverneur, Pelisson und dem Erzbischof wurden enthüllt, so weit es in der Macht des Boten stand, den Schleier zu lüften, und auch der im Hause des Gouverneurs allgemein gehegte Verdacht, daß in Betreff jenes Packets einiger Verdacht auf dem jungen Grafen hafte, und daß der Courier selbst abgesandt worden, um ihn nach Poitiers zurückzurufen, wurde dem Kammerdiener ebenfalls ausführlich mitgetheilt. Zum Erstaunen des Couriers jedoch lachte Riquet noch unmäßiger als je, und erklärte: der Gouverneur und der Erzbischof und St. Helie und Pelisson müßten Alle wahnsinnig oder betrunken gewesen seyn, um auf einen solchen Gedanken zu verfallen.

Inzwischen hatte der Graf von Morseiul den Brief des Gouverneurs geöffnet und dessen Inhalt gelesen, woraus er erfuhr, daß statt einer königlichen Commission ein Kartenspiel in dem vom König den Herrn St. Helie und Pelisson übergebnen Packet gefunden worden sey; daß diese Herren behaupten, das Packet müsse geöffnet worden seyn, und daß sie mit dem Bischof gekommen seyen, das förmliche Verlangen an den

Gouverneur zu stellen, daß er ihn, den Grafen von Morseiul, nach Poitiers zurückberufe, indem sie angäben, der einzige Zeitpunkt, wo die königliche Commission habe entfremdet werden können, sey da gewesen, wo sie in seiner Gesellschaft in der Herberge an der Landstraße verweilt. Sie hätten auch, schrieb der Gouverneur, darauf hingedeutet, daß der Graf, als Einer der vornehmsten und angesehensten Protestanten, mehr als irgend Jemand ein Interesse gehabt habe, den Inhalt des Packets zu erfahren und die Commission zu entwenden, falls deren Inhalt von der Art gewesen sey, wie sie voraussetzten; zugleich sagten sie, sie hätten Grund zu glauben, daß er, der Graf von Morseiul in Folge der so gewonnenen Aufschlüsse eine Versammlung protestantischer Herren in der Nachbarschaft von Poitiers zusammengerufen, ihnen die Plane und Absichten der Regierung mitgetheilt und mit ihnen Plane verabredet habe, die Entwürfe des Königs zu vereiteln. Der Herzog von Rouvré erklärte dann weiter, da er die Ehrenhaftigkeit und Rechtlichkeit des Grafen von Morseiul kenne und volles Vertrauen darein setze, und da auch der Bischof und Herr Pelisson durchaus keine bekräftigende Beweise für ihre Angabe beizubringen wüßten, so verlange oder fordre er durchaus nicht von dem Grafen, daß er nach Poitiers zurückkehre, habe aber für passend erachtet, ihm die Fakta mitzutheilen und überlasse ihm, demgemäß nach seiner eignen Einsicht zu handeln.

Der Graf schritt, nachdem er den Brief gelesen,

in nicht geringer Aufregung einige Minuten im Zimmer auf und ab; aber es war nicht die Entwendung der Commission des Königs, noch die gegen ihn selbst mehr angedeutete als wirklich erhobene Anklage, was ihn im jetzigen Augenblick so aufregte. Die Anschuldigung betrachtete er als abgeschmackt, die Entwendung der Commission als rein lächerlich; ein Verdacht mochte wohl in ihm aufdämmern, daß Riquet dabei die Hand im Spiel gehabt, aber sich selbst wußte er völlig unschuldig, und daher schlug er sich diese Sache im Augenblick ganz aus dem Sinn. Seine Aufregung war die Folge des Gedankens, daß er gezwungen war, nach Poitiers zurückzukehren; — der Furcht, alle seine guten Vorsätze scheitern zu sehen, — und der Idee, noch einmal, von größern Schwierigkeiten und Gefahren umgeben als je, Die zu sehen, Die, wie er jetzt nur zu klar fühlte, das einzige Wesen war, das er je geliebt hatte.

Den Gemüthsbewegungen, welche aus solchen Betrachtungen entsprangen, gab er sich eine ziemliche Zeit hin, und dann faßte er die Glocke, klingelte heftig und befahl dem erscheinenden Pagen, ihm Riquet zu schicken. Er sagte dem Kammerdiener einfach, was geschehen war, und befahl, daß am folgenden Morgen mit Tagesanbruch seine Pferde zur Rückkehr nach Poitiers gesattelt werden sollten. Er ließ keinen Verdacht merken, obgleich er sein Auge scharf auf das Gesicht des Dieners heftete, als er von der Entwendung der Commission sprach, aber Riquets Angesicht veränderte sich nicht

im Mindesten, ausgenommen in Folge eines unwiderstehlichen Reizes zum Lachen, der ihn anwandelte, als von den zum Vorschein gekommenen Karten die Rede war. Der Graf hatte kein Verlangen, Erkundigungen und Untersuchungen wegen der Sache anzustellen, aber aus dem, was er an Riquet beobachten konnte, schloß er, daß sein Diener mit dem Handel zu schaffen habe; und am andern Morgen früh aufbrechend, eilte er, Miethpferde nehmend, als seine eignen zu ermüdet waren, um weiter zu gehen, in solcher Hast nach Poitiers zurück, daß er noch am selben Tage Nachts um neun Uhr das Haus des Gouverneurs erreichte.

Er wurde augenblicklich in den Saal geführt, wo die Familie des Herrn von Rouvré und außer ihr nur eine sehr kleine Gesellschaft versammelt war, und sich gegen den Herzog, der ihn nahe an der Thüre empfing, entschuldigend wegen seines bestäubten und verstörten Aufzugs, erklärte er, er habe sich nur vorgestellt, um zu zeigen, daß er ohne allen Zeitverlust umgekehrt sey, die falschen gegen ihn erhobnen Anklagen zurückzuweisen. Er war dann eben im Begriff, den Saal zu verlassen, indem er sein Auge hastig über die übrige Gesellschaft hingleiten ließ, wobei er bemerkte, daß sein Freund der Chevalier nicht anwesend war; aber die Stimme der Herzogin von Rouvré rief ihn an ihre Seite und sie sagte:

„Gewiß, wir Alle entschuldigen den Staub und den verstörten Aufzug, um des Vergnügens willen, das uns die Anwesenheit des Herrn von Morseiul

gewährt. Nicht wahr, Madame de Beaume? Nicht wahr, Clemence?"

Clemence hatte seit des Grafen Ankunft kaum aufgeblickt, jetzt aber that sie es mit einer leisen Senkung des Hauptes und antwortete: „Der Graf von Morseiul, meine Königin, schlägt das Vergnügen, das seine Gesellschaft gewährt, so hoch an, daß er, allem Anschein nach, uns nur Wenig davon zu gönnen geneigt ist."

Diese Worte waren kaum gesprochen, als der Graf mit dem ihm eigenen anmuthsvollen aber kräftigen Wesen gerade auf Clemence de Marly zu schritt, vor ihr stehen blieb, und ernst aber nicht unmuthig sagte: „Ich versichre Sie, theures Fräulein, ich verdiene Ihren Hohn nicht. Im Gegentheil, wenn Sie wüßten, wie groß das Vergnügen ist, das ich selbst in dieser Gesellschaft empfand, würden Sie das Opfer zu würdigen wissen, das ich brachte dadurch, daß ich sie verließ, und die von mir gezeigte Selbstbeherrschung und Entschlossenheit eher billigen als verdammen."

Clemence sah plötzlich auf und ihm ins Angesicht mit einem ihrer strahlenden Lächeln und bot ihm dann freimüthig die Hand hin. „Ich hatte Unrecht," sagte sie, „verzeiht mir, Herr von Morseiul! Ihr wißt, ein verzognes Weib glaubt immer genug Buße gethan zu haben, wenn sie sich zu dem Geständniß gezwungen hat, daß sie Unrecht habe."

Wäre auch die ganze Welt anwesend gewesen, Albert von Morseiul hätte sich nicht enthalten können,

seine Lippen auf diese schöne Hand herabzubeugen, aber er that dies ruhig und ehrerbietig; und dann zur Herzogin gewendet, sagte er: wenn sie es ihm erlaube, wolle er nur seinen Anzug von dem Staub und der Verstörung befreien und im Augenblick zurückkehren. Dies Gesuch ward natürlich nicht abgeschlagen; seine Toilette ward hastig gemacht und erforderte nur ein paar Minuten; und so schnell als möglich kehrte er in den Saal zurück, wo er den übrigen Abend zubrachte, ohne Ein Wort oder Einen Gedanken Gegenständen peinlicher Natur zu widmen, nur daß er den Gouverneur bat, den Besuch des Bischofs, des Herrn Pelisson und des Abbé von St. Helie so früh als möglich für den folgenden Morgen zu erbitten, damit die ganze Angelegenheit vor der zum Zusammentritt der Stände festgesetzten Stunde abgemacht seyn könne.

Der Bischof, ein lebhafter und etwas bigotter Mann, war ganz willig, die Sache sofort zu verfolgen; und noch vor dem Frühstück kam er am folgenden Tag in Begleitung der beiden Abbé's und des Pfarrers von Guadrieul, mit dem Grafen von Morseiul im Cabinet des Gouverneurs zusammen.

Es lag Etwas in dem offenen, geraden und ehrenhaften Wesen des jungen Edelmanns, was selbst den fanatischen Bigotten, denen er gegenüber stand, Empfindungen des Zweifels einflößte, ob denn ihr Verdacht wirklich begründet sey, ja sogar Gefühle von Beschämung darüber, daß sie diesen Verdacht beinahe in der Form einer direkten Anklage geltend gemacht

hatten. Daher zögerten sie unentschieden über die Art und Weise ihres Angriffs, und der Graf, ungeduldig über den Verzug, machte selbst den Anfang, indem er den Bischof anredete:

„Mein edler Freund, der hier anwesende Herzog," sagte er, „hat mir, ehrwürdiger Herr, schriftlich und mündlich eine seltsame Scene mitgetheilt, die sich hier zugetragen hat mit einer, wirklichen oder angeblichen, Commission, die der König den Abbé's von St. Helie und Pelisson mitgegeben. Es scheint, daß, als das Packet geöffnet wurde, das die angebliche Commission enthalten sollte, man statt des vermutheten Inhalts ein Kartenspiel darin fand; daß Herr Pelisson Grund zu der Annahme zu haben meinte, das Packet sey vorher schon geöffnet worden; und daß er dann that, was er, in Betracht seiner Bekanntschaft mit mir und meinem Charakter, nicht hätte thun sollen, daß er nämlich mich beschuldigte, durch geheime Manipulationen das Packet, das seine Commission enthielt, geöffnet, die Commission selbst entwendet und vernichtet, und dieselbe mit einem Kartenspiel ersetzt zu haben."

„Halt, halt, mein lieber Graf," sagte Pelisson, „Ihr seyd im Irrthum über den Sachbestand. Ich habe nie eine solche Anschuldigung erhoben, was auch Andre gethan haben mögen. Alles was ich sagte, war dies, daß Ihr die einzige bei der Entwendung dieser Commission interessirte Person seyet, die irgend Gelegenheit gehabt haben könne, sie zu vernichten."

„Und wenn Ihr dies sagtet, Herr," versetzte der

Graf von Morseiul, „so sagtet Ihr die Unwahrheit; denn erstens, Ihr deutetet an, was doch nicht der Fall war, daß ich Gelegenheit gehabt habe, sie zu vernichten; und fürs zweite vergaßt Ihr, daß drei Viertelstunden oder länger noch, so viel ich weiß, all Euer Gepäck in den Händen von Räubern war, während weder Ihr, versunken in Euern Andachtsübungen, in der Erwartung augenblicklichen Todes, noch Herr von St. Helie, weinend, zitternd und seiner Besinnung nicht mächtig in der Todesqual unmännlicher Furcht, das mindeste Bewußtseyn hattet von dem, was mit all Eurer Habe vorging; so daß die Freibeuter, wenn sie Lust gehabt hätten, Euch eine neue Commission hätten schreiben können, des Inhalts, daß man Euch Beide von Poitiers nach Paris zurückpeitschen solle. Ich sage dies nur, um die Abgeschmacktheit Eurer Verdächtigungen gegen mich darzuthun. Bei einer Reise, deren Zurücklegung Euch wahrscheinlich sieben bis acht Tage gekostet, während welcher Ihr in sieben bis acht verschiednen Herbergen an der Landstraße müßt übernachtet haben, und während welcher Ihr eine Zeit lang in den Händen offenkundiger Freibeuter Euch befandet, beliebt Ihr jetzt den Verdacht einzig auf mich zu lenken, der Euch mit Artigkeit und Wohlwollen bewirthete, der Euch vom Tod selbst befreite, auf mich, der ich eben die Commission mit Gefahr meines Lebens aus dem Feuer rettete und in Eure Hände zurückgab, aus welcher das darin enthaltne Papier entwendet zu haben Ihr mich jetzt verdächtigt. Ueberdies, Herr,

wenn ich mich recht erinnere, war das Packet der Sorgfalt einer Person in Eurer Begleitung anvertraut, die es bewachte wie der fabelhafte Hüter das goldne Bließ."

„Aber der Hüter des goldnen Bließes schlief, Herr," erwiederte Pelisson, der, die Wahrheit zu sagen, sich wirklich schämte wegen der gegen den Grafen erhobnen Anklage, und sehr froh war, den handfesten, unwidersprechlichen Argumenten des Grafen durch eine Redefigur entschlüpfen zu können. „Ueberdies, Herr von Morseiul," fuhr er fort, „hättet Ihr nur etwas länger mich angehört, so würdet Ihr erfahren haben, daß ich, obgleich ich gesagt, daß Ihr die einzige Partei gewesen, welche Gelegenheit, die Commission unter die Hände zu bekommen, und ein Interesse an ihrer Vernichtung gehabt, Euch doch nie beschuldigt, dies gethan oder es befohlen zu haben; sondern ich meinte, Einer Eurer Diener, in der Voraussetzung Euch damit einen Gefallen zu thun, habe vielleicht die Auswechslung bewerkstelligt, die gewiß mit nicht geringer Handfertigkeit vollzogen worden seyn muß."

„Ihr entschlüpft mir so nicht, Herr," versetzte der junge Graf; „wenn ich Etwas von den Gesetzen des Landes verstehe, oder wahrhaftig auch nur von den Gesetzen des gesunden Menschenverstandes und der einfachen Vernünftigkeit, so seyd Ihr zuerst verpflichtet zu beweisen, daß ein Verbrechen begangen worden ist, ehe Ihr Jemand beschuldigen dürft, es begangen zu haben. Ihr müßt erhärten, daß wirklich einmal eine Commission in jenem Packet enthalten gewesen. Wenn

ich des Herrn von Rouvré Brief recht verstanden habe, so fand man die Siegel des Königs an dem Packet unerbrochen, und nicht die mindeste Spur, daß es geöffnet worden sey, ward bemerkt, bis Ihr, Herr Pelisson, hinterher die Entdeckung machtet, es sey wirklich eine solche Spur vorhanden. Der König hat vielleicht einen Spaß mit Euch gehabt; Herr von Louvois hat vielleicht seine Kurzweil mit Euch getrieben; ein betrunkner Schreiber des Cabinets hat vielleicht im Zustand des Rausches einen dummen Streich gemacht; nach Dem was wir wissen, ist es möglich, daß gar kein Verbrechen begangen worden ist."

„Mein guter Herr," sagte der Bischof hochmüthig, „Ihr zeigt, wie wenig Ihr den König und des Königs Hof kennt, wenn Ihr annehmt, daß solche Sachen dort stattfinden können."

„Mein Herr," versetzte der Graf, ihn mit einem Lächeln voll unsäglicher Verachtung ansehend, „als Ihr ein geringer Pfarrer in der kleinen Stadt Castelnaudary waret, unterstützte mein Vater den vorigen König von Frankreich mit seiner Rechten und mit der Stimme seines Rathes, als Ihr mit einer Bande Rebellen im Gefolge des Hauses Vendome daherzoget war ich Ehrenpage unsers jetzigen gnädigen Monarchen, in Gefahren und Schwierigkeiten, in Dürftigkeit und Nöthen; als Ihr Euch mästetet in einer fetten Diözese, die Ihr durch keine der Krone geleistete Dienste erlangt, focht ich an der Seite meines Königs, und führte seine Truppen gegen die Kanonen der Wälle seiner

Feinde; ich bin neben ihm gesessen in seinem Kriegsrath und immer gnädig von ihm empfangen worden an seinem Hof; und laßt mich Euch sagen, mein Herr Bischof, es ist nicht unwahrscheinlicher, ja, nicht unmöglicher, daß Louis XIV. einen ärmlichen Spaß mit zwei achtungswerthen Geistlichen sich erlauben, als daß der Graf von Morseiul ein Papier öffnen sollte, das nicht an ihn adressirt ist."

„Alles gut und wahr, mein junger Freund," sagte der Herzog von Rouvré; „Niemand der Euch kennt, kann Euch nur einen Augenblick einer solchen That zeihen."

„Aber wir dürfen Verdacht haben gegen seine Diener," sagte der Abbé von St. Helie scharf, obgleich er bisher geschwiegen, sich wohl bewußt, daß er hauptsächlich die Beschuldigung auf die Bahn gebracht hatte, und fürchtend, die Entrüstung des jungen Grafen auf sich zu lenken.

„Gut, Ihr Herrn," sagte der Graf von Morseiul, „obgleich ich alles Recht hätte zu verlangen, daß Ihr zuerst durch tüchtiges Zeugniß das Faktum, daß das Packet entwendet worden, erhärten sollet, will ich nicht nur gestatten, sondern ich verlange sogar selbst, daß alle meine Diener, die mich von Morseiul hieher begleitet haben, Mann für Mann vorgerufen und untersucht werden; und wenn Ihr Einen unter ihnen findet, auf welchem ein gegründeter Verdacht haftet, will ich ihn Euch sofort übergeben, um mit ihm nach Euerm Gutdünken zu verfahren. Ich habe ihnen den Inhalt

von Herrn von Rouvré's Brief mitgetheilt, aber Nichts weiter über die Sache mit ihnen gesprochen. Sie müssen jetzt alle angekommen seyn; ich verlange, daß Ihr sie selbst hereinruft, in welcher Ordnung und Reihe es Euch beliebt."

„Wenn Ihr erlaubt, wenn Ihr erlaubt," sagte der Abbé von St. Helie, welcher bemerkte, daß der Bischof im Begriff war zu sprechen, „so wollen wir Euern Kammerdiener vernehmen, Jerome, glaub' ich, hörte ich ihn nennen. Laßt uns Den befragen, wenn es Euch gefällig ist."

Demgemäß ward Jerome herbeschieden und erschien mit einem Gesicht, worin sich ein aufrichtiges und ehrliches Erstaunen malte.

Da er jetzt nicht mit dem Grafen selbst es zu thun hatte, vor welchem er einigen Respekt hatte, welcher Respekt jedoch nicht im geringsten sein Uebelwollen verminderte, machte sich der Abbé von St. Helie daran, die Befragung Riquets zu übernehmen. „Ihr, Meister Jerome Riquet," fing er an, „gehört, denke ich, zu derjenigen Kirche, welche sich die reformirte zu nennen erlaubt."

„Behüte der Himmel!" rief Riquet im Ton glücklich erheuchelten Abscheues. „Nein, hochwürdiger Herr, ich gehöre der heiligen, römischen und apostolischen Kirche an und habe mich noch nie von ihr verirrt."

Diese Erklärung paßte nicht sonderlich zu den Zwecken des Abbé, der, nach den unduldsamen Gesinnungen seines eignen Herzens urtheilend, nie daran gezweifelt

hatte, daß der vertraute Diener des jungen Grafen als ein eifriger Hugenotte würde erfunden werden; „das freut mich zu hören — das freut mich zu hören!“ rief er indessen aus, „aber laßt uns noch ein paar weitere Worte mit einander sprechen, Herr Jerome. Ihr waret es, glaube ich, der unter dem Sitz unsres guten Bruders hier des Herrn Pfarrers von Guadrieul, eine gewisse schaflederne Tasche weggerissen, welche unsre Commission von Seiner Majestät enthielt. War es nicht so?“

„Allerdings zog ich, aber ganz sanft, unter dem ehrwürdigen Herrn eine Tasche weg,“ versetzte Riquet, „auf welcher er saß, und die er, wie Ihr sahet, wieder an sich nahm, mit der Erklärung, daß es die Commission des Königs zur Vertilgung der Hugenotten sey, was meiner Seele wohl that, zu hören. Ich gab sie, wie Ihr sahet, mit aller Ehrerbietung zurück, und hatte sie nicht eine Minute in meiner Hand, obgleich ich dachte — obgleich ich sogar wußte —“

„Was dachtet, was wußtet Ihr?“ fragte der Abbé.

„Daß sie in keinen sichrern Händen seyn könne, als in den meinigen,“ fuhr Riquet fort, und obgleich St. Helie ihm gewaltig zusetzte, konnte er doch keine weitern Erklärungen von ihm heraus bekommen. Aergerlich, sich so getäuscht zu sehen — und dies Resultat hatte Riquet vermuthlich beabsichtigt — verlor der Abbé alle Vorsicht und Zurückhaltung. „Kommt, kommt, Meister Jerome Riquet,“ rief er mit scharfem Ton aus,

„kommt, kommt, erinnert Euch, daß es einen Ort gibt, der die Bastille heißt! Sagt uns die Wahrheit, Freund, sagt uns die Wahrheit! dies Papier wurde gestohlen. Ihr wißt offenbar darum! Sagt uns die Wahrheit, oder man wird Mittel finden, Euch zu zwingen. Jetzt antwortet mir: Wenn man Euer Gepäck im Augenblick durchsuchte, würde man nicht das Packet darunter finden — oder habt Ihr Euch erfrecht, es zu vernichten?"

Jerome Riquet nahm jetzt auch die Miene an, als schwelle ihm die Galle. Seine Augen flammten, seine großen Naslöcher erweiterten sich wie ein paar Lichtlöscher, und er erwiederte: „Nein, Abbé, nein; weder das Eine noch das Andere. Aber da ich, einer der loyalsten katholischen Unterthanen des Königs, in solcher Weise angeklagt werde, will ich gerade heraus sprechen. Ich will sagen, daß Ihr beiden Herrn selbst besser auf die Commission hättet Acht haben sollen, und daß ich, obgleich in meinem Felleisen sich kein Fetzen finden wird, so wenig als in dem Gepäck von andern Leuten meines Gebieters, ich doch nicht dafür stehen möchte, daß nicht mehr als ein Fetzen sich unter dem Gepäck des Einen oder Andern von Denjenigen finden dürfte, die andre Leute anklagen."

„Ha! wie? Freundchen!" rief der Abbé von St. Helie, „Ihr erfrecht Euch doch nicht zu sagen, daß Herr Pelisson oder ich —"

„Nichts von Euch beiden hochwürdigen Herren," versetzte der Kammerdiener, „Nichts von Euch Beiden! Aber zuerst laßt mein Felleisen holen und untersuchen.

Der Herr hat beliebt zu sagen, daß sich etwas darin finden werde, und ich schwöre bei Allem, was ich heilig und theuer halte, mit jedem Eid, den Euer Hochwürden mir aufzuerlegen belieben, daß ich, seit ich von der Geschichte mit den Karten gehört, Nichts darin angerührt habe. Laßt es hereinbringen, sage ich, und untersuchen. Darf ich den Leuten draußen sagen, mein Herr Herzog, daß sie Alles, was ich auf der Gotteswelt besitze, hereinbringen, und es hier vor Euch hinlegen?"

Der Herzog gab sogleich seine Zustimmung, und während Jerome Riquet, ohne das Zimmer ganz zu verlassen, den Dienern im Vorzimmer auftrug, Alles, Alles herbeizubringen, was sie nur in seinem Gemach fänden, schauten St. Helie und Pelisson einander mit Blicken voll Erstaunen und Verwirrung an, während der Graf von Morseiul finster auf den Tisch blickte, fest überzeugt, daß Meister Jerome Riquet irgend einen prächtigen Streich aufspiele, den er selbst nicht entdecken konnte, und den er nicht an den Tag bringen durfte.

Die Schätze und Habseligkeiten des Kammerdieners wurden hereingebracht, und es war ein gar buntscheckiger und mannigfacher Anblick; denn mochte er nun Alles absichtlich in schlauer Unverschämtheit so geordnet haben, oder hatte er die Sache auf gut Glück gehen lassen, sein Felleisen zeigte eine Menge Gegenstände, die gewiß nicht sein Eigenthum waren, und welche zum größten Theil sein Gebieter, wenn er sie

beachtet, hätte als die seinigen ansprechen können. Der Graf aber blieb stumm, und obgleich die reichhaltige Sammlung von seidnen Strümpfen, Bändern, Spitzen, Wämmsern u. s. w. bis auf die letzte Nummer herausgezogen wurde, fand sich doch unter Allem nicht das Mindeste, was irgend auf die Frage der Entwendung der Commission Bezug gehabt, auf eine Spur geführt hätte.

Als er die letzte Weste schüttelte, um zu zeigen, daß Nichts darin sey, flog ein triumphirendes Lächeln über Jerome Riquet's Gesicht und er fragte: „Jetzt, Ihr Herrn, seyd Ihr überzeugt, daß ich keinen Theil an dieser Sache habe?“

Der Abbé von St. Helie beeilte sich anzuerkennen, daß er überzeugt sey, denn er war eben so furchtsam als übelwollend; und da er den Halt verloren, den er an Jerome Riquet zu finden gehofft, erfüllten die drohenden Worte, deren der Kammerdiener sich bedient, sein Gemüth mit Besorgnissen, es möchte in dem König oder in Louvois ein Verdacht aufsteigen, daß er selbst an dem Verschwinden des Papiers einigen Antheil gehabt habe. Nicht so Pelisson, der, obgleich er die Kunst des Sykophantismus und der Schmeichelei mit wunderbarer Anstelligkeit erlernt hatte, doch von Natur ein Mann von Muth und Entschlossenheit war, und ehe noch der Abbé von St. Helie ganz ausgesprochen, rief er laut:

„Halt, halt! Meister Jerome Riquet, ohne Zweifel sind wir überzeugt, daß die Papiere nicht in Eurem

Felleisen sind, und ich halte für wahrscheinlich, daß Ihr Nichts mit der Sache zu thun gehabt habt; aber Ihr habt so eben einen verdächtigenden Wink fallen lassen, wovon wir Weiteres hören müssen. Was war der Sinn der Worte, die Ihr vorbrachtet, als Ihr sagtet: Ihr wolltet nicht dafür stehen, daß nicht mehr als ein Fetzen sich unter dem Gepäck von Leuten finden dürfte, welche Andre anklagen?"

Jerome Riquet stockte und fühlte oder heuchelte einen Widerwillen, sich weiter zu erklären; Pelisson aber bestand darauf, trotz dem, daß ihn der Abbé von St. Helie und der Bischof selbst verschiedentliche Male am Ermel zupften.

„Ich muß diese Sache aufgeklärt sehen," sagte Pelisson, „und ich stehe nicht auf, bis sie es ist. Erklärt Euch, guter Freund, oder ich werde mich an Euern Herrn und an den Gouverneur mit der Bitte wenden, Euch dazu zu vermögen."

Jerome Riquet sah den Grafen an, der augenblicklich sagte: „Was Eure Meinung war, Riquet, wißt Ihr selbst am besten; aber einen Sinn müssen Eure Worte gehabt haben, und es ist in der Ordnung, daß Ihr Euch darüber erklärt."

„Nun gut," sagte Riquet und schüttelte mit einer wichtigen Miene den Kopf auf seinen Schultern; „was ich sagen wollte, ist dies: wenn ich je einen Menschen gesehen, der eine Begierde hatte, den Inhalt eines nicht an ihn gerichteten Packets zu erfahren, so ist es der Herr Pfarrer von Guadrieul hier. Er weiß wohl,

daß er mir eine halbe Stunde lang davon vorschwatzte, wie leicht es wäre, das Packet aus dem Sack herauszukriegen, und er schien sehr große Lust dazu zu haben."

Während er diese verdächtigenden Worte sprach, sah man die schwerfällige, fette, bleiartige Masse des Pfarrers von Guadrieul wie von innerlichen Convulsionen aufschwellen; sein Athem wurde schwer, seine Wangen und Brust blähten sich auf; seine Augen wurden roth und wild; seine Hände zitterten vor Wuth; und von seinem Sitz auffahrend rief er aus:

„Ich? ich? beim Herrn des Himmels, ich will Dich mit meinen eignen Händen erwürgen," und er sprang auf Jerome Riquet los, wie wenn er seine Drohung vollziehen wollte, während der Gouverneur mit einer Donnerstimme rief: „Setzt Euch, Herr; und da Ihr daran Theil genommen, Andre anzuklagen, lernt jetzt auch die Wiedervergeltung ertragen, wie Ihr in Wahrheit müßt."

„Kann er läugnen, was ich sage?" fragte Riquet, seine drei Vorderfinger ausstreckend und sie dem Pfarrer ins Gesicht schüttelnd; „kann er läugnen, daß er mir eine halbe Stunde davon geschwatzt, wie leicht es wäre, die Commission herauszukriegen, und daß er mir von tausend ähnlichen Fällen erzählte, die früher schon vorgekommen? Nein, er kann es nicht läugnen!"

„Ich sprach mit Dir, elendes Mißgeschöpf!" sagte der Geistliche, noch immer geschwollen vor Wuth; „aber es war um zu erklären, warum ich immer auf

der Tasche saß und sie bei Nacht unter meinem Kopf hatte immerdar, seit der Geschichte mit den Räubern."

„Merkt das, Ihr Herrn," sagte der Graf von Morseiul.

„Ganz gut, Herr, wir merken es an," sagte der Bischof; „das beweist Nichts gegen den Pfarrer, sondern nur ausnehmende Sorgfalt und Vorsicht."

„Auch kann ich nichts direkt beweisen, gnädiger Herr," rief Riquet; „aber doch habe ich einen seltsamen Verdacht, daß eben die Nacht, von der ich sprach, nicht verstrich, ohne daß die Finger des Herrn Pfarrers sich in den Sack verirrten. Laßt mich ihm noch eine Frage vorlegen, und sehe er zu, wie er sie beantwortet. Sah ihn mehr als Eine Person an der Mündung der Tasche herumkrabbeln oder nicht?"

„Das war nur um zu sehen, ob der Knoten fest sey," antwortete der Geistliche, mit einer Miene steigender Verwirrung und Beängstigung umher stierend.

„Ja, ja," fuhr Riquet fort mit einem Blick ruhiger Verachtung, der den Mann beinahe wahnsinnig machte; „ja, ja, Alles was ich wünsche, ist, daß ich Gelegenheit hätte, Eure Habseligkeiten so zu durchmustern, wie Ihr mit den meinigen zu thun sie hattet."

„Die sollt Ihr haben, beim Himmel!" rief der Herzog von Rouvré; „ich will sie im Augenblick aus seinem Zimmer holen lassen."

„Mir ist es gleichgültig," rief der Pfarrer, „man lasse sie nur holen, Ihr werdet Nichts darin finden."

Der Abbé von St. Helie und der Bischof wollten dazwischen treten. Obgleich Pelisson Nichts sagte, und gekränkt und mißmuthig drein sah, machten doch die beiden alles Ersinnliche geltend zum Schutz der Habseligkeiten des Geistlichen, ohne die mindeste Rücksicht auf Gerechtigkeit und Billigkeit; der Gouverneur aber blieb fest und sagte:

„Meine Herrn, ich übernehme die Verantwortlichkeit für mein Verfahren sowohl gegenüber dem König, als auch dem König der Könige; und mit Einem Wort, ich erkläre Euch, daß dies Gepäck untersucht werden soll. Ihr habt den Grafen von Morseiul mit seinem ganzen Gefolge zur Rückkehr genöthigt durch Verdächtigungen und Anklagen, die Ihr nicht zu begründen im Stande waret; und jetzt scheut Ihr zurück vor einer kleinen Unbequemlichkeit und Mühe, der man sich unterziehen muß, um Einen von Euch zu reinigen von einer Anschuldigung, welche von einigen eigenthümlichen Umständen begleitet ist. Meister Riquet, ruft einen meiner Diener von draußen herein, verlaßt aber selbst das Zimmer nicht.“

Sobald der Diener erschien, gebot der Gouverneur, trotz der erneuten Verwahrungen der beiden Geistlichen, daß sämmtliches Gepäcke und Habseligkeiten des Pfarrers von Guadrieul aus dem von ihm bewohnten Zimmer herbeigebracht werden sollten. Dies geschah denn auch, und außer einer Menge verschiedner Artikel von beinahe eben so bunter Mannigfaltigkeit als diejenigen, welche bei Eröffnung von Riquets

Felleisen zum Vorschein gekommen, kam auch ein ziemlich großer Koffer, welcher sorgfältig abgeschlossen zu seyn schien. Der Pfarrer hatte mit einem grimmigen, grinsenden Lächeln zugesehen, wie seine Siebensachen auf dem Boden von des Gouverneurs Cabinet ausgebreitet wurden, und dann sich zu St. Helie wendend mit einem Brummen, das einem verläumdeten Bären anzugehören schien, sagte er:

„Seyd ohne Sorgen. Sie können Nichts finden," und auf seine Habseligkeiten zuschreitend, schüttelte er sie alle nach einander und kehrte die Taschen um, wo solche waren, um zu zeigen, daß Nichts darin versteckt sey. Dann zog er einen großen Schlüssel heraus, öffnete den Koffer und nahm nach einander die verschiednen Sachen heraus, die er enthielt. Er war beinahe bis auf den Boden gekommen und brachte eine Anzahl Tabackspfeifen hervor, von welchen ein Theil in Stücke Papier gewickelt, andre aber im Zustand ihrer ursprünglichen nackten Weiße waren, als sich mitten unter diesen eine Tabacksbüchse, dem Aussehen nach, zeigte, ebenfalls in Papier gewickelt.

Im Augenblick, wo das Auge Riquets darauf fiel, rief er aus: „Halt, halt! was ist dies? dies Papier ist überschrieben. Herr Herzog, ich bitte Euch zu untersuchen, was auf diesem Papier steht."

Die Augen des Pfarrers, der sie in der Hand hielt, hefteten sich einen Augenblick auf die Tabacksbüchse und ihren Umschlag, und dann ließen seine Finger dieselbe plötzlich los und auf den Boden fallen.

Wohl hatte er Ursache dazu, denn die ersten Worte, die man sah, lauteten: „Ich bitte Gott, Euch, die Herren Pelisson und St. Helie, in seine heilige Obhut zu nehmen," mit der Unterschrift: „Louis."

Der Gouverneur entrollte das Papier, das, obgleich nur ein Bruchstück, doch nicht den mindesten Zweifel übrig ließ, daß es ein Stück entweder einer Commission oder eines Instruktionsschreibens vom König für die beiden Geistlichen war. Mit weit offnem Munde, die Augen fast aus ihren Höhlen tretend, mit einem Gesicht, weiß wie der Tod, stand der unglückliche Pfarrer von Guadrieul, den seine Glieder kaum mehr zu tragen vermochten, nach Luft und Athem schnappend, mitten im Zimmer, unfähig ein Wort vorzubringen. Aller Augen waren auf ihn geheftet, Aller Stirnen gegen ihn gerunzelt, und das Einzige, was ihn hätte aufrütteln können, wenn irgend Etwas vermocht hätte, ihn in diesem Augenblick aufzurütteln, war das unbeschreibliche Gesicht, welches Riquet schnitt, in dem vergeblichen Bestreben, in seinen Mienen etwas Weniges Mitleid mit dem Ausdruck der Verachtung und des Abscheues zu vermischen. Ein paar Augenblicke, nachdem der Gouverneur den Inhalt gelesen, sprach Niemand ein Wort; endlich aber sagte der Herzog von Rouvré in strengem, trocknem Ton:

„Sekretär, Ihr habt ein Protokoll über dies Alles aufgesetzt; Ihr werdet auch dies Stück Papier in Verwahrung nehmen. Mein Herr Bischof und Ihr Herren Pelisson und St. Helie, nach dem widrigen und peinlichen

Geschäft dieser Untersuchung will ich keine weitere Bemerkungen über das Vorgefallene machen. Ich ersuche Euch, diesen Menschen, den Pfarrer von Guadrieul, aus meinem Hause zu entfernen, um mit ihm nach Euerm Gutdünken zu handeln. Ihr werdet natürlich nicht überrascht seyn, wenn Ihr Euch der drohenden Sprache erinnert, deren Ihr Drei Euch vor zwei Tagen erst gegen mich zu bedienen beliebtet, um mich zu bewegen, die Verhaftung des Grafen von Morseiul zu verfügen auf die Anklage von Vergehen hin, deren er nicht schuldig war — mein Herr Pelisson, unterbrecht mich nicht; ich weiß, Ihr waret gemäßigter als die Andern; aber da Ihr gemeinschaftlich handeltet, muß ich die Worte Eines von Euch, Eures Wortführers, als die Worte von Allen ansehen — Ihr werdet nicht überrascht seyn, sage ich, wenn Ihr Euch dieser Umstände erinnert, daß ich diese Nacht noch einen besondern Boten an Seine Majestät absende, um dem König meinen Bericht über all diese Vorfälle vorzulegen, und ihn zu bitten, die Maßregeln zu treffen, welche mir nothwendig erscheinen, um den Frieden und die Ruhe der Provinz aufrecht zu erhalten. Ich, Ihr Herren, mache keine Uebergriffe auf die Rechte und Privilegien Anderer; und so lang es Seiner Majestät beliebt, mich in einer amtlichen Stellung zu belassen, will ich auch von Niemand Eingriffe in meine Privilegien und meine rechtmäßige Autorität dulden. Da jedoch die Stunde zum täglichen Zusammentritt der Stände jetzt rasch herannaht, will ich Euch Lebewohl sagen und

Euch bitten, diesen Mann mit Euch zu nehmen, und wie ich schon gesagt, mit ihm zu verfahren, wie Euch gut dünkt, denn ich wühsche gegen keinen Geistlichen mit Strenge zu verfahren."

Diejenigen, zu welchen er sprach, hatten darauf Nichts zu erwiedern, obgleich der Bischof für angemessen erachtete, die kleine Schaar einen Augenblick, auf seine eigne Autorität und hohe Würde pochend, zu haranguiren und Pelisson einen schlimmen Handel hinter einer Wolke von Worten zu verstecken sich bemühte. Sie waren jedoch Alle bis zur Verzweiflung gekränkt und nicht wenig in Unruhe; denn ohne allen Zweifel hatten sie die Gränzen ihrer gesetzmäßigen Befugniß weit überschritten, als sie den Gouverneur zu Maßregeln der Strenge gegen den Grafen von Morseiul drängen wollten. Auch der Verlust des Packets konnte jetzt ihnen, statt ihm, beigemessen, die Verzögerung der Vollziehung des in der Commission ausgesprochnen königlichen Willens ihnen zur Last gelegt werden; der Herzog von Rouvré war offenbar höchlich gereizt gegen sie, und seine am Thron über den Gegenstand gemachten Vorstellungen wurden muthmaßlich mit besondrer Aufmerksamkeit angehört, weil verbunden mit der Benachrichtigung an den König, daß die Stände in Folge seiner geschickten Behandlung, sogleich eine weit grösſere Summe als Geschenk bewilligt hatten, als irgend Jemand am Hof vermuthet hatte. Alle diese Betrachtungen beunruhigten die ganze Gesellschaft, obgleich Pelisson, der mehr Menschenkenntniß besaß als die

beiden Andern, mit peinlicher Zuversicht hoffte, der Mantel des religiösen Eifers werde alle andern Sünden zudecken. Seine größte Besorgniß beruhte auf der Vermuthung, der König werde die Schuld des Verlorengehens des Packets auf sie werfen, und die Nachläßigkeit, welche die Ursache davon war, als Mangel an Respekt gegen seine Person auslegen. Daher machte er es zu seiner nächsten Aufgabe, zu überlegen, wie einem solchen Resultat könne entgegengewirkt werden. Der Bischof und der Abbé von St. Helie nahmen einen unceremoniösen Abschied von dem Gouverneur und seinem Freund, und verließen hastig das Cabinet, den schuldbelasteten Pfarrer von Guadrieul vor sich her treibend. Pelisson blieb noch einen Augenblick, um noch mit ein paar Worten so weit als möglich den Bericht des Gouverneurs zu mildern; aber Herr von Rouvré war in einer nicht sehr versöhnlichen Stimmung, und die Unterredung ging bald zu Ende, worauf der Gouverneur und der Graf allein blieben, um die Angelegenheit halb lachend, halb ernst zu erörtern.

Der Herzog von Rouvré richtete jetzt aufs neue an den jungen Grafen von Morseiul die lebhafte und dringende Einladung, wenigstens noch zwei Tage in Poitiers zu bleiben, und er verband mit dieser Einladung die unumwundene Erklärung, es sey dies durchaus nothwendig, da er, der Herzog, noch einigermaßen erst die Stimmung der Stände in Betreff der wichtigen Fragen zwischen den Katholiken und Protestanten zu erforschen habe. Demgemäß willigte der Graf ein

zu bleiben, hatte aber die Vorsicht, an Claude de l'Estang ausführlich zu schreiben, und durch einen eignen zuverläßigen Diener den Brief an ihn zu schicken, worin er ihn bat, das Gesuch aufzusetzen, worüber die protestantischen Herren übereingekommen, und es fertig zu machen bis zu dem Zeitpunkt, wo er selbst wieder in Morseiul einzutreffen gedachte.

Während des größern Theils der zwei folgenden Tage sah er Clemencen de Marly nur wenig. Ohne einen ausdrücklichen Grund war sie abwesend überall, wo er am meisten vermuthen konnte, sie zu sehen, außer bei solchen Gelegenheiten, wo sie nothwendig von einem großen Schwarm von Verehrern umringt seyn mußte. Nach dem Frühstück blieb sie nur einen Augenblick im Saal; am ersten Tag erschien sie nicht beim Mittagessen, und am zweiten fehlte sie am Frühstücktisch. Der Chevalier d'Evran war auch abwesend, und Alles trug dazu bei, im Gemüth des jungen Grafen von Morseiul die von ihm gefaßte Vermuthung zu bekräftigen: daß sein Freund sie liebe, die er selbst auch liebte, und daß irgend eine vorübergehende oder dauernde Mißhelligkeit zwischen ihnen ausgebrochen sey. Nichts aber trug mehr zur Bekräftigung dieser Vermuthung bei, als das Benehmen Clemencens selbst, wenn sie anwesend war. Es lag eine Aengstlichkeit im Ausdruck ihrer Augen, ein nachdenklicher Ernst auf ihrer Stirne, eine Abneigung gegen Gesellschaft, eine gelegentliche Zerstreutheit, welche kaum zu mißdeuten war. Ihre ganze Erscheinung war die einer mit

heftigen Gefühlen kämpfenden Person, die in Wahrheit die Oberhand über sie gewannen.

Sie zeigte, ausgenommen am ersten Abend, wie wir gesehen, kein besondres Verlangen, mit dem Grafen von Morseiul, seit seiner Rückkehr, privatim oder öffentlich zu sprechen. Worte der Höflichkeit wurden natürlich zwischen ihnen gewechselt, und jede kleine Artigkeit ward vielleicht zärtlicher von ihr beobachtet, als sie wohl sonst pflegte; an dem Abend aber, welcher den letzten Tag von des jungen Grafen Aufenthalt schloß, trat eine Veränderung ein.

Eine große Gesellschaft war im Hause des Gouverneurs versammelt, und obgleich er selbst ernst und sorglich aussah, machte er doch die Honneurs seines Hauses gegen Jedermann mit der größtmöglichen Artigkeit, als er plötzlich, wie er den Grafen von Morseiul allein, nahe an der Thüre des zweiten Zimmers stehen sah, zu ihm hinübereilte und sagte: „Albert, Clemence hat Euch vor einem Augenblick gesucht. Wo ist sie? Habt Ihr sie gesehen?"

Ehe der junge Graf antworten konnte, kam Clemence de Marly selbst herbei, als wäre sie im Begriff mit dem Herzog zu sprechen, dessen Hand sie ergriff, in der töchterlichen Weise, wie sie sich überhaupt gegen ihn benahm.

„Herr von Morseiul," sagte sie, und ein ernstnachdenklicher Glanz schimmerte aus ihren Augen, und gab ihrem ganzen Angesicht einen tiefern und edlern Ausdruck, „ich komme, bei Ihnen eine Zuflucht zu suchen

vor diesem jungen de Hericourt, der offenbar die Absicht hat, mich diesen ganzen Abend zu verfolgen. — Aber bleibt, bleibt, gnädiger Herr," fuhr sie fort, zu dem Herzog sich wendend, der im Begriff schien, sie zu verlassen, um mit Jemand Anderem zu sprechen, „ehe Ihr weggeht, hört, was ich dem Herrn von Morseiul zu sagen habe. Sie sind, wie ich höre, Graf, gesonnen, morgen früh abzureisen; wenn Sie mit mir vor Ihrem Aufbruch eine halbe Stunde im Garten spazieren gehen wollten, würden Sie mich sehr verbinden, da ich mit Ihnen zu sprechen wünschte. — Jetzt, theurer König von Poitiers," fuhr sie gegen den Herzog gewendet fort, „mögt Ihr gehen. Ich habe keine Geheimnisse mehr, zu deren Zeugen ich Euch machen möchte."

Der Herzog antwortete nicht ausdrücklich auf ihre Worte, schien aber ihren Sinn vollkommen zu fassen; und mit den Worten: „Heut Nacht nicht, Clemence! erinnre Dich, heute Nacht nicht!" ließ er sie unter der Obhut des Grafen von Morseiul, und ging, seinen andern Gästen sich zu widmen.

In einer etwas seltsamen Lage und gleichsam gezwungen sich anzustellen, als gehöre er zu dem Anbeterschwarm des glänzenden und schönen Mädchens, deren gefährlichen Verlockungen er zu entfliehen trachtete, fühlte Albert von Morseiul einen Augenblick eine leichte Verlegenheit; aber selten übten unvorhergesehene Lagen einen solchen Einfluß auf ihn, daß sie seinem Benehmen ein linkisches und unsicheres Wesen

mittheilten. Clemence de Marly bemerkte vielleicht gar nicht einmal, daß der Graf überhaupt verlegen war, denn sie war tief beschäftigt mit ihren eignen Gedanken; und obgleich sie mit ihm kein munterwitziges, sondern ein verständiges Gespräch führte, ging doch unverkennbar in ihrem Innern während der ganzen Zeit eine andre Gedankenreihe nebenher, was ihre Antworten zuweilen etwas schief erscheinen ließ, so daß sie dann selbst über ihre Geistesabwesenheit lächeln mußte.

Die Augen des jungen Marquis de Hericourt folgten ihr auf allen Schritten und Tritten und sprachen allerdings nicht eben die freundschaftlichsten Empfindungen gegen den Grafen von Morseiul aus; aber sein Unmuth oder sein Belauern störte weder Clemence noch ihren Gesellschafter, welche Beide Gedanken genug hatten, die sie ernstlich beschäftigten. Nach einiger Zeit schien die Aufregung des Tanzes Clemencen aus ihrer träumerischen Stimmung aufzurütteln; und die Unterredung zwischen ihr und dem Grafen, obgleich auf Gegenstände von alltäglichem Interesse sich beschränkend, nahm einen ernsteren Ton und Charakter an, und ihr Herz schien ebenso wie ihr Geist daran Theil zu nehmen. Albert von Morseiul fühlte die Gefahr weit größer werden, als zuvor; denn obgleich sie nur etwa von einem Gemälde, einer Statue oder einem Lied sprachen, worüber er hätte mit einem Kenner jeder Art sprechen können, und mit mehr Nutzen vielleicht, soweit es sich nur um Kenntniß des

Gegenstandes handelte, so leuchtete doch ein so feiner Geschmack hervor in der Art, womit Clemence jeden Gegenstand auffaßte, ein schimmernder Reiz, den ihre Phantasie jedem Gegenstande lieh, den sie berührte, wenn ihr Gefühl wirklich davon ergriffen war, welcher für ein Gemüth, wie das Alberts von Morseiul, sehr, sehr gewinnend war.

Ist es unter solchen Umständen möglich, immerdar auf seiner Hut zu seyn? Ist es möglich, wenn eine tiefe Liebe im Herzen wurzelt, sie immer mit so gewaltiger Anstrengung zu bemeistern, daß sie auch nicht für eine Stunde die Herrschaft gewinnt? Wenn es auch möglich ist, so war es doch nicht so bei dem jungen Grafen von Morseiul. Er vergaß seine Vorsätze nicht, es ist wahr; aber er gab sich für den Augenblick dem Gefühl des Glückes hin und sprach mit Wärme, Enthusiasmus und Schwung, wie man sie selten oder nie einer Person gegenüber an den Tag legt, die man nicht liebt. Auch glühte in seinem Auge ein Licht, wenn er Clemence de Marly anblickte — ein Ausdruck, worin Wehmuth mit Zärtlichkeit sich mischte, und die Wolke der Verzweiflung das Feuer der Leidenschaft nur verschattete aber nicht verdunkelte, so daß sie, wenn ihre Augen nicht durch ihren eignen Glanz geblendet waren, wohl sehen konnte, daß sie geliebt war, geliebt von einem Mann von höherem und kräftigerem Charakter als diejenigen, die sie gewöhnlich umringten.

Vielleicht sah sie es — vielleicht sah sie es nicht ungern — denn ihre Augen senkten sich vor den seinigen;

ihre klangvolle Stimme bekam einen sanfteren Ton; die Röthe auf ihrer Wange kam und ging, und noch vor dem Ende des Tanzes, in welchem sie begriffen waren, machte ihr ganzes Aussehen, ihr ganzes Wesen den Grafen sich selbst fragen: „Was thue ich?"

Clemence de Marly schien dieselbe Frage an ihr Herz gerichtet zu haben; denn sobald der Tanz vorüber war, kam die Wolke des nachdenklichen Ernstes wieder auf ihre Stirne, und sie sagte: „Ich bin erschöpft. Ich werde heute Nacht nicht mehr tanzen. Alle Leute sind jetzt ohne Zweifel gekommen und die liebe Frau von Rouvré wird jetzt nicht mehr nöthig haben aufzustehen; so will ich denn gehen und mich ganz stattlich neben sie hinsetzen, und sie zu meinem Schild machen gegen Ueberlästigkeiten für diesen Abend."

Der Graf führte sie zu der Herzogin und er selbst beabsichtigte, bald sein Zimmer zu suchen; aber wie sie hingingen, sagte Clemence mit leiser Stimme zu ihm: „Sehen Sie dies hübsche Mädchen da neben ihrer Mutter, der alten Madame de Marville, sitzen, so bescheiden, so sittsam und zurückgezogen. Es ist ein so gutes kleines Geschöpf, als nur je eines gelebt hat, und doch fordert sie Niemand zum Tanz auf. Wenn ich einen Bruder hätte, wünschte ich, daß er dies Mädchen heirathete. Sie würde ihm kein Vermögen, aber sie würde ihm Glück zubringen. Ich wünschte, Herr von Morseiul, Sie gingen hin und forderten sie zum Tanzen auf."

Obgleich er verlangend war, sich zurückzuziehen,

und voll von andern Gedanken, hätte doch Albert von Morseiul nicht um eine Welt eine abschlägliche Antwort geben mögen, und Clemence, ihn zu ihrer Freundin hinführend, sagte: „Annette, hier ist der Herr Graf von Morseiul, der mit Euch zu tanzen wünscht; gewiß werdet Ihr, um Eurer Freundin willen, seinem Wunsch genügen."

Das junge Fräulein verneigte ihr Haupt mit einem leichten, schüchternen Erröthen, und sich erhebend, ließ sie sich vom Grafen zum Tanz führen.

Es gab wenig günstige Veranlassung zur Unterhaltung; aber Albert von Morseiul gab sich ganz besondre Mühe, sich so höflich und freundlich wie möglich zu zeigen. Annette de Marville lenkte selbst das Gespräch auf Clemence de Marly, und Nichts ging über die enthusiastische Bewunderung, womit sie von ihrer Freundin sprach. Vielleicht einigermaßen zum Erstaunen des Grafen erwähnte sie nie Clemencens Schönheit, Anmuth und Witz — Eigenschaften die in jenen Tagen und am Hofe Louis' XIV. die einzigen Gegenstände der Lobpreisungen waren, der einzige Reiz, wornach man trachtete. Sie sprach von ihren hohen und edeln Gesinnungen, ihrem enthusiastischen und liebevollen Herzen; und zur Antwort auf Einiges, was der Graf in nicht ganz so lobendem Ton sagte, als sie es haben wollte, rief sie aus: —

„Oh, Clemence thut eben in der Welt sich selbst nicht volle Gerechtigkeit. Nur Denen, die ganz vertraut mit ihr bekannt sind, zeigt sich ihr scheues Herz ganz."

Diese Worte senkten sich tief in das Gemüth des Grafen von Morseiul; und als der Tanz zu Ende war, und er seine schöne Partnerin an ihren Sitz zurückgeführt hatte, zog er sich eilig in sein Gemach zurück, um über das, was vorgefallen und was er gehört hatte, nachzudenken.

Elftes Kapitel.

Die Erklärungen.

Stummes und einsames Nachdenken ist ein trauriges aber sichres Mittel, Bezauberungen zu zerstören. Vor dieser Macht flohen die Visionen, die Hoffnungen und wirren Träume, die, während der magischen, in Gesellschaft Clemencens von Marly verlebten Augenblicke vor den Augen des Grafen von Morseiul geflattert waren, wie Elfen beim Sonnenaufgang, binnen kurzer Zeit, nachdem er sich in sein Zimmer begeben hatte; und Alles, was zurückblieb, war eine Art von vorwurfsvoller Traurigkeit, als er sein eignes Benehmen und seine Schwachheit in Betreff der Gefühle überdachte, welche er zu offen gezeigt zu haben fürchtete. Mit solchen Gedanken legte er sich zur Ruhe nieder; aber es waren keine tröstlichen Gäste des Schlummerkissens, und es dauerte lange bis er einschlief. Von Zeit zu Zeit hörte er von den Sälen unten Musik; und in den Zwischenzeiten, wenn eine offene Thüre den Lauten einen freiern Durchgang gestattete, drangen

lustig lachende Stimmen an sein Ohr, zeugend von Fröhlichkeit, Glück, Zufriedenheit und Unbekanntschaft mit den Sorgen, Bekümmernissen und Aengsten des Lebens.

„Ach!“ dachte der Graf, als er dalag und horchte, „ach, daß solche glänzende Illusionen je verschwinden, und daß Diejenigen das Herannahen von Leid, Qual und Verzweiflung kennen lernen müssen, die jetzt in der sorglosen Lustigkeit der Jugend lachen, Nichts wissend von Gefahr und Kummer. Und doch, vielleicht,“ fuhr er fort, „könnten wir offen und nackt darlegen die Herzen Derer, die jetzt so fröhlich sind — könnten wir untersuchen, was ihr gewöhnlicher Zustand ist, und was ihre Empfindungen waren nur wenige Augenblicke, bevor sie in diese Säle traten — wir fänden darin vielleicht eben so viel Sorge und Leid als in irgend einer andern Sphäre des Lebens, und segneten die frohe Lustigkeit, welche für eine Zeit lang die menschlichen Schmerzen und Beängstigungen einlullt, wenn schon sie sie nicht ganz ersticken kann.“

Obgleich er spät in Schlaf sank, stand er doch am folgenden Morgen früh auf, wohl eingedenk seiner Verabredung mit Clemence de Marly. Fürchtend jedoch, sie möchte vor ihm sich im Garten einfinden, kleidete er sich an und eilte ohne eine Minute Zeit zu verlieren hinaus, nicht wenig begierig zu erfahren, welcher Art denn die Mittheilungen seyen, die sie ihm zu machen habe, und um welche allem Anschein nach der Herzog von Rouvré wußte. Er war in Wahrheit

gespannt auf jeden Theil ihrer Unterredung, er war gespannt auf deren Resultat; aber doch zeichnete er sich gar nicht das Benehmen vor, das er gegen sie beobachten wolle, da er fühlte, daß er von dem Traum des vorigen Abends erwacht sey, und schwerlich wieder ähnlichen Visionen sich hingeben werde. Es war Niemand in dem an das Haus stoßenden Theil des Gartens; und er schritt weiter in der Richtung, welche sie ihm bezeichnet hatte, bis er beinahe den Wall erreichte, und so sich überzeugte, daß sie noch nicht angekommen. Dann kehrte er auf demselben Weg zurück, und ehe er ihn halb durchmessen, sah er in einiger Entfernung Clemencen auf sich zu kommen.

Gewiß sah sie lieblicher aus als je; und er konnte nicht umhin zu fühlen, daß selbst ihren fröhlichsten und glänzendsten Augenblicken ein Reiz und Zauber fehle, verglichen mit ihrem Wesen in ernsterer und nachdenklicherer Stimmung. Clemence war jetzt augenscheinlich sehr aufgeregt. Es geschieht oft, wenn wir eine wichtige Aufgabe zu erfüllen haben, besonders wenn es eine von uns ungewohnter Art ist, daß eben indem wir sie im Geist hin und her bewegen und uns auf den entscheidenden Augenblick vorbereiten, wir uns selbst gleichsam mit der Macht unsrer eignen Gedanken überwältigen, und während wir uns der Aufregung zu erwehren suchen, wir gerade der Aufregung um so bessere Gelegenheit geben, uns anzugreifen.

Albert von Morseiul sah, daß Clemence sehr bewegt war, und er schickte sich an, sie durch alle in

seiner Macht stehenden Mittel zu beruhigen. Da das einzige wirksame Mittel das schien, ihre Aufmerksamkeit auf gewöhnliche Dinge zu lenken, sagte er in freundlichem Ton zu ihr: „Lassen Sie mich Ihnen meinen Arm anbieten,“ und sie weiter führend, sprach er von der Schönheit des Morgens, und dann von Annette de Marville, und dann von andern gleichgültigen Dingen. Clemence schien seine Absicht zu verstehen; und obgleich sie zuerst lächelte, wie um anzudeuten, daß sie ihn verstehe, überließ sie ihr Gemüth seiner Leitung und berührte fünf bis zehn Minuten keinen andern als die alltäglichsten Gegenstände der Unterhaltung. Als sie jedoch sich dem Wall näherten, und sie Gelegenheit hatte, sich weit umzusehen und sich zu vergewissern, daß Niemand da war, sagte sie:

„Jetzt ist mir besser, jetzt kann ich von andern Dingen sprechen. — Herr von Morseiul,“ fuhr sie fort, „obgleich ich gewohnt bin, außerordentliche Dinge zu thun, und mich in manchen Beziehungen anders zu benehmen als andre Leute, glaube ich doch gern, daß Sie mir zutrauen, ich hätte den sehr kecken Schritt, einen Herrn hieher zu einer Besprechung zu bescheiden, wie ich Sie heute hieher beschieden, nicht gethan, ohne einen Beweggrund, wichtig genug, mich selbst in Ihren Augen zu rechtfertigen.“

„Dessen bin ich ganz gewiß,“ versetzte der Graf, „und wenn schon Sie mich vielleicht für einen strengen Sittenrichter halten mögen, so bin ich doch Ihnen gegenüber gar nicht geneigt, es zu seyn.“

„Wirklich?“ sagte sie mit einem etwas traurigen Kopfschütteln: „Wirklich? — Aber wie dem sey, Herr von Morseiul, was ich Ihnen zu sagen habe, ist etwas Wesentliches, Wirkliches und Wichtigeres als alle Gefühle oder Neigungen. Ich habe Ihnen weh zu thun — Ihnen Schmerzen zu verursachen — Besorgnisse in Ihnen rege zu machen — Sie vielleicht auf Leiden vorzubereiten! O Gott!“ rief sie und brach plötzlich in Thränen aus, „daß dies mein Schicksal seyn muß!“

Der Graf faßte ihre Hand, drückte sie an seinen Mund und bat sie ruhig und getrost zu seyn. „Seyen Sie nicht ängstlich, seyen Sie nicht bekümmert,“ sagte er, „beruhigen Sie sich, theures Fräulein, beruhigen Sie sich, Clemence! Ich bin auf vielen Kummer gefaßt, ich bin gefaßt auf Gefahren und Nöthen. Ich habe seit einiger Zeit Nichts als Wolken und Stürme in der Zukunft vor mir gesehen.“

„Aber keine wie diese, versetzte Clemence, „aber keine wie diese. Aber ich will Sie nicht in der Ungewißheit schweben lassen, denn das ist jetzt schlimmer als Alles. Die Aufgabe, obgleich eine schmerzliche, ist eine solche die ich selbst gesucht. Fürs Erste, Herr von Morseiul, um mit Dem anzufangen, was, wie ich weiß, Ihrem Herzen das Theuerste ist, — Eure Religionsfreiheit ist in Gefahr — sie ist mehr als in Gefahr — sie ist zu Ende. Alle Entschließungen des Hofs sind jetzt bekannt geworden — wenigstens unter den vornehmsten Katholiken Frankreichs. Die reformirte Kirche soll vertilgt — keine außer der Einen katholischen

Religion soll im Königreich geduldet — Eure Tempel sollen niedergerissen, Euern Geistlichen bei Todesstrafe untersagt werden, ihren Gott nach der Weise ihrer Väter zu verehren — das Edikt von Nantes soll vollständig widerrufen werden;" und ihre Hände ringend schaute sie ihm ins Angesicht, während sie mit leiser, bebender aber vernehmlicher Stimme fortfuhr, „Ihr sollt mit Piken und Bajonetten in die Messe getrieben, Eure Kinder Euch genommen und in einem andern Glauben erzogen werden."

Bis sie diese letzten Worte aussprach, hatte Albert von Morseiul mit auf die Erde gehefteten Augen still zugehört, obgleich die Gefühle mächtiger und tiefer Bewegung in allen Zügen seines schönen Angesichts sich zeigten. Aber als sie daran kam, daß die Protestanten mit den Waffen in die Messe getrieben, ihre Kinder ihnen genommen und in der katholischen Religion erzogen werden sollten, da warf er das Haupt empor, starrte mit einem Blick fester Entschlossenheit zum Himmel, und vermöge einer unwillkürlichen Bewegung fuhr seine linke Hand an den Griff seines Schwerts.

Clemence de Marly beobachtete ihn während dessen aufmerksam, obgleich ihr noch die Thränen im Auge standen, und dann, als sie sah, wie furchtbar er aufgeregt war, rief sie aus: „Das sind gräßliche Zeitungen, die ich dem Herrn von Morseiul melden muß; Sie müssen mich hassen, gewiß, Sie müssen mich darum hassen."

„Sie hassen!“ rief der Graf, ihre beiden Hände mit den seinigen fassend, während in diesem aufgeregten Augenblick, wo er hingerissen ward von der Stärke seiner eignen Gefühle und von den Zeichen der tiefen Theilnahme an ihm und seinen Glaubensgenossen, welche Clemence ihm zu erkennen gab, jede Schranke niedersank vor der Leidenschaft seines Herzens. Sie hassen? o Gott! ich liebe Sie nur zu sehr, zu tief — heißer, inniger, als Sie je wissen, ahnen oder träumen können!“

Clemence wandte ihr Haupt weg und ihr Antlitz glühte wie eine Rose; aber sie ließ ihre Hände in den seinigen, ohne einen Versuch sie ihm zu entziehen, obwohl sie ausrief: „Sagen Sie das nicht! sagen Sie das nicht! — Oder wenigstens,“ fuhr sie fort, sich wieder gegen ihn umwendend, — „sagen Sie das nicht, als bis Sie Alles gehört haben, denn ich habe viel, viel Mehr noch zu sagen, noch Peinlicheres, noch Schrecklicheres. Gönnen Sie mir einen Augenblick, um mich zu fassen,“ und ihm ihre Hände entziehend, hielt sie sich dieselben eine Weile vor die Augen. Nach einer sehr kleinen Pause fuhr sie fort: „Jetzt, Herr von Morseiul, kann ich fortfahren. Sie schweben hier in großer Gefahr. Sie schwebten in großer Gefahr so lange Sie hier waren, und nur die Macht und Autorität des Herzogs war es, was Sie schützte. Nach Ihrer ersten Zusammenkunft mit dem Gouverneur, dem Bischof und den beiden Geistlichen wurde eine Partei in der Stadt, in den Ständen und in der Provinz gestiftet gegen Sie, und ach! auch gegen den guten Herzog von

Rouvré. Vermuthend, daß sie wohl der Zorn des Königs treffen würde wegen Etwas das vorgefallen, wenn sie nicht ihre Sache Euch gegenüber wieder gut machten, haben sie, ich darf wohl sagen Tag und Nacht gearbeitet, um den Maßregeln des Gouverneurs bei den Ständen entgegenzuwirken und ihn dem König mißfällig zu machen. Sie haben behauptet, daß Sie, während Ihres frühern Aufenthaltes hier — ungesetzliche Zusammenkünfte mit Hugenotten in der Nachbarschaft gehabt hätten, um den Absichten des Königs zu widerstreben und sie zu vereiteln. Sie haben den Intendanten der Provinz auf ihre Seite gebracht, und sind gegen Herrn von Rouvré darauf bestanden, daß Sie sogleich verhaftet werden sollten, indem sie klare Nachweisungen vorbrachten, daß Sie mit andern protestantischen Edelleuten an dem Tage der Jagd, etwa drei Meilen von hier, eine Zusammenkunft gehalten. Erinnern Sie sich des Tages noch?"

„Ich werde ihn nie vergessen!" antwortete der Graf und sah sie mit einem Blick an, der sie wieder das Auge senken machte.

„Gut," fuhr sie fort, „Herr von Rouvré wollte nicht einwilligen; und als der Intendant drohte, Sie auf seine eigne Verantwortung verhaften zu lassen, war der Gouverneur genöthigt zu erklären, daß er Sie beschützen, und im Nothfall durch das Aufbieten der unter ihm stehenden militärischen Macht vertheidigen würde. Dies führte zu einem völligen Bruch, der jetzt nur scheinbar geheilt ist. Beide Parteien haben

sich an den König gewendet, und Herr von Rouvré nährte noch gestern die lebhafteste Hoffnung, daß die Entscheidung zu seinen Gunsten ausfallen würde, sowohl weil die Gerechtigkeit auf seiner Seite ist, als auch sofern er von den Ständen bedeutende Subsidien erlangt hat, die, wie er wohl weiß, dem Hof sehr angenehm und willkommen seyn müssen; aber plötzlich trafen gestern Morgen Nachrichten ein von den allgemeinen Maßregeln, welche der Rath des Königs zu treffen beabsichtige. Diese habe ich Ihnen schon mitgetheilt, und sie überzeugten den Herzog, daß Alles der Bigotterie und dem Fanatismus werde weichen müssen. Verschiedne Briefe theilten Andern die nämlichen Nachrichten mit, welche der Herzog erhielt, aber da ich —"

Sie schwieg und stockte, während auf ihrer Wange die Röthe kam und ging. „Sprechen Sie, theuerstes Fräulein, sprechen Sie," sagte der Graf lebhaft.

„Ich glaube ich darf sprechen," sagte sie, „nach einigen Worten, die Sie vorher aussprachen. Ich wollte sagen, daß da ich zuvor schon, vielleicht thörichter Weise, als jene Leute zuerst mit ihrer falschen Beschuldigung gegen Sie auftraten, es auf mich genommen, mich in diese Angelegenheit zu mischen, in Kraft von Gefühlen, die ich nicht erklären darf noch kann, und damals schon den Herzog durch ernstes Bitten und Flehen bewogen, mir die ganze Sache zu vertrauen, — daß er, einsehend, wie ich — wie ich innigen Antheil an der Angelegenheit nahm, mir auch alles

Uebrige erzählte und mir erlaubte, Ihnen diesen Morgen Alles mitzutheilen, damit Sie gegen die Maßregeln, deren baldiges Eintreten er fürchtet, auf der Hut seyn können. „„Ich darf es ihm nicht selbst sagen,““ sagte er, „„und da die Sache nur Katholiken mitgetheilt worden, wird er wahrscheinlich erst davon hören, wenn es zu spät ist. Und doch ist es kein Geheimniß, da die Sache wenigstens zwanzig Personen in dieser Stadt ganz offen gesagt worden ist. Du kannst es daher selbst thun, Clemence, damit er nicht sagen kann, ich hätte ihn hieher zurück gelockt in den Rachen seiner Feinde.““ So habe ich denn, Herr von Morseiul,“ fuhr sie mit mehr Fassung fort, „gehandelt, wie ich gehandelt habe; und oh! wenn Sie meinen Rath annehmen wollten, — so schmerzlich es mir, ich gesteh' es, fällt, ihn zu geben, so reisten Sie unverzüglich nach Morseiul und flöhen dann entweder nach England, oder in irgend ein andres Land, wo Sie sicher wären.“

„Wie soll ich Ihnen danken!“ versetzte Albert von Morseiul, ihre Hand ergreifend, und alle Gedanken an sein und seiner protestantischen Mitbrüder Schicksal verbannend, um ihnen später nachzuhängen, während er für den Augenblick seine ganze Aufmerksamkeit auf die Worte richtete, die er so eben erst ausgesprochen, in Betreff seiner Liebe zu Clemence de Marly. „Wie soll ich Ihnen je danken für die Theilnahme, die Sie an mir genommen, für Ihre Güte, Ihre edelmüthige Güte, und für all das Leid, das, wie ich sehe, Ihnen dadurch verursacht wurde! O Clemence, lassen Sie sich

bitten, noch eine weitere Huld mir zu gewähren: verzeihen Sie mir die raschen und kecken Worte, die ich vorhin gesprochen — und vergessen Sie sie auch!"

„Sie vergessen!" rief Clemence aus, ihre Hände faltend und ihre leuchtenden Augen gegen die seinigen aufschlagend. „Sie vergessen! Nie, so lange mir ein Hauch des Lebens bleibt! Sie vergeben, Herr von Morseiul; das könnte leicht geschehen, wenn ich sie für wahr halten dürfte."

„Sie sind wahr wie der Himmel!" versetzte der Graf; „aber, oh! Clemence, Clemence, verlocken Sie mich nicht in trügerische Träume hinein! verlocken Sie mich nicht dazu, daß ich das Unmögliche für möglich halte. — Wäre es denn, ist es denn möglich?"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen," versetzte Clemence mit halb verwirrter, halb beleidigter Miene; „Alles was ich weiß, ist dies, Herr von Morseiul, daß Sie Worte gesprochen, welche mich vor mir selbst rechtfertigen in Betreff von Gefühlen — ja und vielleicht von Handlungen — wegen welcher ich zweifelhaft — ängstlich war, die mich manchmal erröthen machten, wenn ich daran dachte. Die von Ihnen ausgesprochnen Worte ersparen mir dies Erröthen. Ich fühle, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht hatte; aber doch," fuhr sie fort, „sagen Sie mir ehe Sie gehen, denn ich fühle, daß es bald seyn muß, was ist es denn, das Sie meinen? Was ist die Bedeutung Ihrer Frage?"

„Oh! sie meint Vieles und Mancherlei, Clemence,"

versetzte der Graf; „sie umfaßt einen weiten Kreis schmerzlicher Gefühle; und wenn ich gestehe, und zu wiederholtenmalen versichere, daß die von mir gesprochnen Worte wahr sind wie der Himmel; wenn ich noch einmal betheure, daß ich Sie tief, hingebungsvoll, unbegränzt, daß ich Sie inniger liebe als irgend Etwas auf Erden, so beklage ich, daß ich sie ausgesprochen, so fühle ich, daß ich unrecht gethan habe."

Clemence de Marly zog ihre Hand weg, nicht rasch, nicht kalt, aber traurig, und sie erhob ihr schönes Antlitz gegen den Himmel, als wollte sie mit einem von Besorgnissen schweren Herzen fragen: „Was ist dein Wille, o Himmel?" — „Albert von Morseiul," sagte sie, „wenn Sie Ursache haben zu bedauern, daß diese Worte Ihrem Munde entschlüpft sind, so lassen Sie sie auf immer als gar nicht zwischen uns gesprochen gelten. Sie sollen von mir nie gegen irgend Jemand wiederholt werden. Vielleicht eines Tags, nach Jahren vielleicht," und ihre Augen füllten sich, wie sie redete, mit Thränen, „bedauern und bereuen Sie, was Sie jetzt thun, aber es wird Ihnen dann ein Trost seyn zu wissen, daß, obgleich Sie Worte der Liebe sprachen und sie dann zurücknahmen, diese Worte doch immer ein Trost und eine Beruhigung für mich waren und immer seyn werden. Das Einzige auf der Welt was ich fürchten konnte, war der Tadel meines eignen Herzens darum, daß ich gedacht, Sie liebten mich — und vielleicht Sie liebten

mich," fuhr sie fort, während ein heftiges Erröthen über ihr ganzes Gesicht sich verbreitete, — „während Sie mich nicht liebten. Sie haben mich gegen diesen Tadel geschützt, Sie haben mir alle Selbstvorwürfe erspart; und jetzt stehe Ihnen Gott bei, Albert! Wählen Sie sich selbst Ihren Weg! folgen Sie der Leitung Ihres eignen Herzens und Gewissens und leben Sie wohl!"

„Halt! halt, Clemence," sagte der Graf von Morseiul, sie bei der Hand zurückhaltend. „Hören Sie mich noch an! Hören Sie nur noch wenige Worte von mir!"

Sie wandte sich um gegen ihn mit einem Lächeln, wie er sonst an ihr gesehen; „Sie wissen," sagte sie, „wie bereitwillig solche Bitten gewährt werden; Sie wissen, wie gern ich Ihnen Alles glauben mag, was edel, gerecht und ehrenhaft ist, und für wie gänzlich unfähig ich Sie halte, mit dem Herzen eines Weibes zu spielen."

„Fürs Erste denn," sagte der Graf, „lassen Sie mich Sie versichern, daß die von mir gesprochnen Worte nicht blos, wie Sie gewähnt zu haben scheinen, für Ihr Ohr bestimmt waren, um dann vor der Welt verläugnet zu werden. Jederzeit werde ich bereitwillig, begierig seyn, diese Worte anzuerkennen, und die Liebe, die ich fühle, von der ich gesprochen, wird nie und kann nie in meinem Herzen sterben. Aber oh! Clemence, erinnern Sie sich noch der zwischen uns in eben diesem Garten gewechselten Worte darüber, ob ein

Weib zweimal lieben könne? Erinnern Sie sich noch, was Sie selbst bei dieser Gelegenheit zugestanden?"

„Und sie glauben also," sagte Clemence, „nach Allem was Sie gesehen, daß ich schon einmal geliebt habe? Sie glauben," und das glänzende aber verachtende Lächeln, das man zuweilen an ihr sah, zuckte um ihren Mund, „daß, weil Clemence de Marly sich von Narren und Stutzern umschwärmen und umdrängen lassen, um die Einen durch die Andern zu neutralisiren — während sie, wenn sie nicht dies gethan hätte, Einen von dem Haufen hätte zu ihrem Herrn und Gebieter nehmen und seine Sklavin werden müssen; — Sie wähnen, sage ich, daß sie sich verliebt habe in den zierlichen Herrn von Hericourt, der Haare hat, aufgestutzt wie ein Stück Conditorwaare, einen Witz so schneidend wie der hölzerne Säbel eines Kindes, und einen Muth, gepaart mit so hoher Einsicht, daß er wohl von einer Kindertrompete angeführt und angefeuert zu werden verdiente? Oder in den deutschen Prinzen, der, obwohl ein tapfrer Mann und nicht ohne Verstand, so höflich ist wie der Tanzbär eines italienischen Gauklers, der sich für den Ausbund von Artigkeit hält, wenn er einen Hut herumbietet, die Pfennige aufzufangen, und dazu zwischen den Zähnen brummt? Oder in den Herzog von Melcourt, der, obgleich artig und fein, und so tapfer wie sein Degen, doch so kaltherzig ist als das Eisen in seiner Scheide, und der, indem er sich um Clemence de Marly bewirbt, sich bewirbt um drei Dinge, die zur Vollständigkeit des

Haushalts eines französischen Edelmanns gehören: ein großes Vermögen, um Küche und Diener bezahlen, und wenigstens zwei vergoldete Kutschen mehr halten zu können; ein schönes Weib, das Nichts nach ihrem Gemahl fragt, und ihn voraussichtlich nicht mit ihrer Liebe behelligen wird, und einigen Einfluß bei Hof, der ihm das nächste erledigte blaue Band schaffen soll? — Fort mit ihnen Allen!" fuhr sie heftig fort, „und Pfui, Pfui, Pfui über Sie, Albert von Morseiul! Wenn ich dächte, Sie könnten eine Person lieben, die Sie so niedrig beurtheilten, könnte ich Sie eines weiteren Gedanken von meiner Seite für unwürdig achten!"

Es wäre überflüssig zu widersprechen, daß jedes ihrer Worte dem Ohr des Grafen von Morseiul wie liebliche Musik klang; aber doch hatte sie gerade den Punkt nicht berührt, auf welchen seine Besorgnisse in Betreff ihrer gerichtet gewesen waren, und obgleich er den Namen des Chevaliers nicht nennen mochte, ging er doch weiter.

„Nichts von alle dem habe ich geglaubt, Clemence," sagte er, „aber ich habe vielleicht für möglich gehalten, daß Sie einen Andern, Ihrer Gedanken und Ihrer Neigung Würdigern als die eben Genannten gefunden, daß Sie ihn geliebt hätten; und daß in Folge einer vorübergehenden oder bleibenden Mißhelligkeit Ihr Unwille gegen ihn, und ihr Entschluß, ihn Nichts von den Schmerzen merken zu lassen, die er Ihnen verursacht, Sie auf den Glauben könnte geführt haben, Sie liebten einen Andern. Könnte dies nicht der Fall seyn?

Aber auch wenn dies nicht wäre, es ist so Viel — Aber ich frage," fuhr er fort, als er die Farbe in Clemencens Antlitz wechseln sah, wie die schillernden Farben auf dem Gefieder eines Vogels, „aber ich frage noch einmal, hätte es nicht so seyn können?"

Clemence blickte ihn einen Augenblick fest und scharf an, und offenbar ging in ihrer Brust ein Kampf irgend einer Art vor. Vielleicht mißverstand Albert von Morseiul die Beschaffenheit dieses Kampfes; in Wahrheit ist klar, daß er dies that, denn er wurde dadurch wirklich in seinen früher gehegten Besorgnissen bestärkt. Das Wesen und der Ausdruck Clemencens wechselten stark, während sie ihn ansah. Einen Augenblick war es das Wesen und die Haltung der stolzen Schönheit und gleichgültigen Launenhaftigkeit, womit sie die Liebhaber behandelte, von welchen sie eben so geringschätzig gesprochen; im nächsten Augenblick, wo eine Erinnerung durch ihre Seele zu fliegen schien, schwand die hochmüthige Miene und verwandelte sich in den Ausdruck demüthiger Zärtlichkeit und Liebe. Einen Augenblick nachher kamen Traurigkeit und Kummer über ihre Stirne wie eine Wolke, und ihre Augen schienen sich mit nicht zu unterdrückenden Thränen zu füllen. Sie überwand und bemeisterte auch dies, und als sie antwortete, da war es mit einem Lächeln, so seltsam gemischt mit verschiedenen darin spielenden Empfindungen, daß es schwer war, zu unterscheiden, was vorherrschte. Ein gewisser Stolz lag in ihrem Ton; Kummer lag auf ihrer Stirne, und doch spielte eine

Fröhlichkeit um Augen und Mund, als ob neben all diesem sie Etwas innerlich glücklich mache.

„Das könnte der Fall seyn," antwortete sie; „das ist höchst wahrscheinlich der Fall bei allen Frauen. Aber bitte, Herr, — da Sie Alles so gut und so weise ausgezirkelt — Wer war denn der Begünstigte, der so die Liebe Clemencens de Marly gewonnen, während einige wenige Andre vergeblich sich darum bewarben? Ihr Falke, die Phantasie, war gewiß nicht ohne ein Augenmerk. Ich sehe es klar, Herr von Morseiul!"

„Es konnte Einer seyn," antwortete der Graf, „dessen Nebenbuhler ich nie werden möchte, selbst wenn andre Dinge wegfielen; es konnte Einer seyn, den ich selbst seit langer Zeit und innig hochachtete."

„Der Chevalier, der Chevalier!" rief Clemence und ihr ganzes Antlitz klärte sich auf in einem fröhlichen Lächeln. „Nein, nein, nein! Sie haben sich getäuscht! Nein, nein, Graf; der Chevalier d'Evran war nie und wird nie etwas Andres für mich seyn, als was er mir jetzt ist; wir haben keinen Streit gehabt, keine Erkältung ist zwischen uns eingetreten. Es ist ganz möglich, Herr von Morseiul, glauben Sie es mir, selbst bei einem schwachen Weibe, wie ich bin, Freundschaft zu fühlen und Vertrauen zu zeigen, ohne Liebe."

Sie machte halb und halb Miene und Versuche, die Hand, die der Graf noch hielt, ihm zu entziehen, als wollte sie ihn jetzt verlassen; aber der Graf hielt sie zurück und sagte mild: „Bleiben Sie noch einen

Augenblick, Clemence, lassen Sie uns noch ein Wort der Erklärung tauschen, ehe wir scheiden."

„Nein," versetzte sie, ihre Hand losmachend; „nein! wir haben Erklärungen genug gehabt. Heirathen Sie nie eine Frau, an der Sie im Mindesten zweifeln, Freund. Nein, nein!" fuhr sie fort mit einem Blick, worin vielleicht ein leiser Triumph, etwas Bekümmerniß, aber doch auch einige Fröhlichkeit lag; „nein, nein! Clemence de Marly hat vielleicht jetzt schon etwas zu Viel gesagt. Aber Etwas will ich Ihnen sagen, Albert de Morseiul — Sie lieben sie! das sieht sie, das weiß sie, und von nun an wird sie nicht mehr daran zweifeln, denn ein Weib glaubt nie blos zur Hälfte an einen Mann! Sie lieben sie! Sie werden sie lieben; und obgleich Sie sie vielleicht einigermaßen gedemüthigt, obgleich Sie die Stolze bescheiden und die Fröhliche schwermüthig gemacht haben, war es doch vielleicht keine schlimme Lektion für sie, und sie wird jetzt dafür sorgen, daß Sie sich bewerben müssen, ehe Sie als ein vorzeitiger Liebhaber das gewinnen, zu dessen Annahme Sie dermalen gleichsam scheinen genöthigt werden zu müssen. Adieu, Herr von Morseiul; da kommt, wie ich sehe, Jemand. Adieu!"

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, Clemence; lassen Sie mich noch Etwas zu meiner Vertheidigung geltend machen," rief der Liebende aus. Aber Clemence schritt die Stufen von dem Wall hinunter, und kehrte sich nur noch einmal um, ihm stillstehend und mit dem Ton größerer Zärtlichkeit und Theilnahme zu sagen:

„Leben Sie wohl, Albert, leben Sie wohl; und um Gottes willen vergessen Sie nicht die Warnung, die ich Ihnen diesen Morgen gab, und Nichts von den Dingen, die so viel mehr Aufmerksamkeit verdienen, als die werthlose Liebe eines muntern, launenhaften Mädchens.“

Mit diesen Worten eilte sie davon, an der von dem Haus her kommenden Person — nur ein Diener vom Gefolge des Grafen von Morseiul, der wie gewöhnlich seinen Herrn aufspürte, um ihn zur allerungeschicktesten Zeit zu stören — vorbei, und auf eine kleine Thüre auf der linken Seite des Gebäudes zu, trat hier ein, stieg eine Hintertreppe hinauf, die zu ihren eigenen Zimmern führte, und suchte hier eine Zuflucht vor all den vielen Augen, die nunmehr in und um das Haus rege zu werden begannen; denn ihr Antlitz war eine Tafel, auf welcher frische und lebhafte Gemüthsbewegungen noch in deutlichen, tiefen Zügen zu lesen waren.

Auch war ihre Gemüthsbewegung noch nicht vorüber; sondern im Gegentheil neue, beunruhigende Gedanken hatten sich ihr aufgedrungen während ihres ganzen Wegs durch den Garten, während sie allein zurückkehrte — die Erinnerungen an einen jener kurzen aber bedeutungsvollen Zeitabschnitte, welche mit der Macht eines Zauberers den ganzen Verlauf unsers Daseyns verändern, welche Gefühle und Gedanken, Hoffnungen und Erwartungen verwandeln, dem Trachten, dem Streben und Ehrgeiz eine veränderte Richtung

geben, dem Enthusiasmus Flügel und ein feuriges Schwert leihen, und in Wahrheit den Faden des Schicksals durch das Labyrinth des Lebens auf eine neue Spur leiten.

Mitten unter diesen Erinnerungen war Ein glänzender und schöner Punkt; aber er war gemischt mit so vielen streitenden Gefühlen, es war so viel Zusatz bei diesem reinen Gold, daß, als sie endlich ihr Ankleidezimmer erreichte und sich auf einen Stuhl warf, sie ganz überwältigt wurde, und in Thränen ausbrechend, lang und bitterlich weinte.

Die alte und treue Dienerin, welche Albert von Morseiul bei ihr im Walde gesehen hatte, und die in der That nach Talenten, Erziehung und Herzen weit über die Stellung sich erhob, die sie ausfüllte, und jetzt die Bewegung ihrer jungen Gebieterin wahrnahm, kam leise herbei, nahm ihre Hand in die ihrige und suchte sie durch jede mögliche stille Aufmerksamkeit zu beruhigen und zu trösten. Lange Zeit jedoch blieb dies Alles vergeblich; und als endlich Clemence einigermaßen ihre Fassung wieder erlangt hatte und sich die Augen zu trocknen anfing, fragte die Dienerin lebhaft: „Liebes, liebes Kind, was hat Dich denn so betrübt?"

„Ich will es Dir sagen, Maria; ich will es Dir in einer Minute sagen," antwortete Clemence; „Dir, die Du von meiner Kindheit an die Vertraute aller meiner Gedanken gewesen — die Du mir zur Freundin vermacht wurdest von einer theuern Mutter, die ich verloren — die Du mir so Viel erhalten, und die mich

selbst so oft behütet und bewahrt — Dir will ich Alles, Alles sagen. Ich will Dir in dieser Sache gar nichts verhehlen, denn ich ahne, als wäre ich eine Prophetin, daß schreckliche und stürmische Zeiten herannahen, daß es mein Loos ist, einen tiefen und schmerzlichen Antheil daran zu nehmen, und daß ich einer Freundin, wie Du bist, benöthigt seyn werde, um mich zu berathen, zu lenken, mir beizustehen und mich aufrecht zu erhalten in mancher Gefahr, und nach Allem was ich weiß, in manchen Trübsalen."

„Liebe Clemence, liebes Kind," sagte die Vertraute, „ich will immer mein Bestes thun, Dich zu trösten und aufzurichten; und was ich Dir von geringem Beistand bieten kann, das will ich gern leisten; aber ich habe seit vielen Tagen geglaubt und gehofft, nach Allem was ich gesehen und gehört habe, es werde bald eine stärkere Hand als die einer schwachen alten Frau sich verpfänden, Dich durchs ganze Leben zu unterstützen und zu vertheidigen."

„Wen meinst Du?" rief Clemence lebhaft. „Von Wem sprichst Du, Maria?"

„Kannst Du es nicht errathen?" fragte die alte Frau; „kannst Du nicht errathen, daß ich Den meine, den wir im Walde sahen — den, der meinen alten Augen vorkam, wie wenn er sich Dir damals verlobte mit dem Ring, den deine Mutter Dir gab, und Dir dabei sagte, Du sollest ihn Keinem überlassen, außer dem Mann, der ihn als dein Gatte wieder an deinen Finger stecken würde."

„Guter Himmel!“ rief Clemence, „an Das habe ich gar nicht gedacht! So bin ich also seine Gattin, Maria — wenigstens werde ich mich immer so ansehen.“

„Aber wird er Dich auch so ansehen?“ fragte die Freundin, „und liebst Du ihn auch genug, um ihn so ansehen zu können? Ich habe noch nie gesehen, daß Du Einen geliebt hättest, und ich begann nur erst zu hoffen, Du würdest ihn lieben, da ich sah, daß Du, so oft sein Name genannt wurde, die Farbe wechseltest.“

„Ich habe gesagt, ich wolle Dir Alles sagen, Maria,“ versetzte Clemence, „und das will ich auch thun. Ich habe vorher nie Einen geliebt, und wie wäre es möglich gewesen, umringt wie ich war von so hohlen, eiteln und lasterhaften Menschen — von einem Schwarm so reich an Lastern und so entblößt von Tugenden, daß ein Mann sich über alle Welt erhaben glaubte, wenn er nur Eine gute Eigenschaft zu seiner Empfehlung hatte; und was waren die guten Eigenschaften, auf welche sie sich Etwas einbildeten? Wenn Einer Witz hatte, so hielt er sich für eine ganz anständige Partie für eine Kaiserin; wenn er Muth hatte, obgleich dies, die Wahrheit zu gestehen, die allgemeinste Eigenschaft war, so hielt er sich für ganz berechtigt, ein Wüstling, ein Spieler und Atheist zu seyn, und statt Beschämung zu fühlen, machte er sich noch groß mit seinen Sünden. Wie hätte ich von solchen Männern Einen lieben können, wie sie achten — was doch der erste Schritt zum Lieben ist. Ich habe nur von Einem Beispiel wahrer Neigung am Hofe von Frankreich

gehört — von der Liebe des armen Conti zur Tochter des Königs; und ich bildete mir nie ein, daß ich ein solches absonderliches Wesen sey, um, als die zweite Frau neben jener, eine solche Neigung zu entzünden. Und doch hätte mir Weniger nicht genügt, und demgemäß beschloß ich, mein Benehmen einzurichten. Ich beschloß, dem Schwarm der dazu Lust hatte, zu gestatten, mir zu folgen, zu schmeicheln, Huldigung zu erheucheln so viel sie mochten. Es war ihre Wahl, nicht die meinige. Ich will nicht sagen, daß mir das nicht gefallen, mich nicht belustigt habe; auch nicht, daß ich nicht eine gewisse Genugthuung darüber empfunden — was, wie ich jetzt einsehe, unrecht war — wenn ich als Sklaven behandelte, dahin und dorthin kommandirte, mit Füßen trat und auf jede Weise ärgerte und neckte diese Gattung von Geschöpfen die ich gering schätzte und verachtete, und die mich allein wegen Gaben und Eigenschaften schätzten, welche ich selbst nicht schätzte. Wäre nur Ein Mann darunter gewesen, der irgend meiner würdig gewesen, der nur Einen Gedanken an meinen Geist oder mein Herz, statt an meine Schönheit oder mein Vermögen gehabt hätte; er hätte mich hassen müssen für die Art, womit ich ihn und die Andern behandelte; und ich hätte vielleicht ihn lieben gelernt, während er mich zu verachten angefangen. Das war aber nicht der Fall, denn nicht Ein Solcher war darunter. Hätte ich meinen Entschluß erklärt, nie zu heirathen, nie die Sklavin eines Wesens zu werden, das ich verachtete; sie hätten mich bald in ein

Kloster gesteckt, oder wenigstens es zu thun versucht; und das fürchtete ich. Daher blieb ich bei dieser Verfahrungsweise, saß wie eine wächserne Jungfrau in einer Altarnische, ließ Anbeter kommen und anbeten so viel sie Lust hatten, und nahm keine Kunde von Keinem. Nicht Einer ist unter ihnen, der sich rühmen dürfte, ich habe ihm je etwas Anderes als eine scharfe Rede oder ein Zeichen meiner Verachtung gegeben. Es sind jetzt mehrere Jahre, Du mußt Dich dessen noch gut erinnern, daß wir zuerst bei dem Herzog in Ruffigny waren."

„Oh, ich erinnere mich dessen ganz gut," antwortete die Vertraute, „und der Jagd, und wie Du damals als ein tolles, unbesonnenes Mädchen, wie Du eben warest, den Zügel fahren ließest, und das Pferd mit Dir durchging, und eben dieser Graf von Morseiul Dich rettete, indem er es aufhielt. Ja ich erinnere mich dessen allen ganz gut, und Du erzähltest mir, wie ritterlich und schön er aussah, und Alles was er sagte; und ich lachte und sagte Dir, Du seyest verliebt in ihn."

„Ich war nicht verliebt," versetzte Clemence, und die Farbe auf ihren Wangen verdunkelte sich ein wenig; „ich war nicht verliebt; aber es hätte mir schon damals leicht geschehen können. Ich dachte gar viel an ihn; ich war damals noch sehr jung, war gar noch nicht in die Welt gekommen, und er war gewiß damals seiner persönlichen Erscheinung nach ein Mann, der den Traum einer jungen und enthusiastischen Phantasie wohl realisiren konnte. Er ist jetzt älter und

ernster," fuhr sie nachdenklich fort, „und die Zeit hat ihn verändert; aber doch glaube ich, ist er kaum weniger hübsch. Indessen ich dachte damals viel an ihn, besonders nachdem ich ihm zum zweitenmal begegnet und erfahren hatte, Wer er war; und auch nachher dachte ich viel an ihn. So oft eine tapfere That verrichtet wurde, horchte ich gewiß immer lebhaft auf, in der Erwartung, seinen Namen zu hören. — Und wie oft hörte ich ihn wirklich, Maria! Kein Feldzug verging, daß nicht einige neue Glorien auf den Grafen von Morseiul fielen. Hier hatte er einen Posten wie ein Held des Alterthums gegen ganze Legionen von Feinden vertheidigt, dort hatte er sich in ein kleines Fort geworfen, das man als nicht haltbar angesehen, und eine Armee Wochen lang hingehalten. Er war der Erste gewesen, der den Fuß in eine Bresche setzte und der Letzte in der Nachhut bei einem Rückzug. Des Bauers Hütte, der Herd des Bürgers verdankten ihm ihre Sicherheit, und die Diener einer Religion, die nicht die seinige war, hatten Zuflucht und Schutz unter seinem Schwert gefunden. Ich weiß nicht, wie es kam, aber wenn alle diese Geschichten mir erzählt wurden, stieg immer sein Bild vor mir auf, so wie ich ihn gesehen hatte, und ich malte mir ihn aus in jeder Waffenthat. Ich konnte ihn sehen an der Spitze der angreifenden Geschwader. Ich konnte ihn sehen, wie er in der tödtlichen Bresche stand. Ich konnte die Frauen und Kinder vor mir sehen, und die Besiegten und Verwundeten, wie sie seine Kniee umklammerten, und

konnte sehen wie er sie rettete. Ich liebte ihn nicht, Maria, aber ich dachte an ihn viel mehr, als an irgend sonst Jemand in der Welt. Nun dann einige Jahre später kam der letzte große Dienst, den er uns vor noch nicht vielen Wochen leistete, und Maria, war nicht sein Benehmen damals, war nicht seine ganze Haltung und sein Wesen mitten in der ihm selbst und Andern drohenden Gefahr — die gebieterische Forderung, daß man uns freiließe, die Zurückstellung des mir so werthen Rings, die ruhige, unveränderte Artigkeit in einem Augenblick der Aufregung und Gefahr — war nicht Alles edel, ritterlich, ganz so wie die Phantasie eines Weibes es sich gern ausmalen und wiederholen mag?"

„Ja gewiß war es so," versetzte Maria, „und ich habe auch seither immer gedacht, Du liebest ihn."

„Mittlerweile," fuhr Clemence fort, „mittlerweile war ich auch arg verderbt worden. Ich war launenhaft, eitel und hochmüthig geworden, weil ich, meinem System gemäß, einige Jahre mich so angestellt und gegeben hatte; und als der Graf in Poitiers erschien, kann ich eben nicht sagen, daß ich besondere Neigung verspürt hätte, ihn gut zu behandeln. Nicht daß ich mich je so gegen ihn hätte benehmen mögen, wie gegen Andere; aber ich wußte kaum, wie ich mich besser benehmen sollte. Ich glaube mich berechtigt, Alles zu sagen und zu thun, was mir beliebte, Alles zu verlangen, ja Alles zu befehlen. Ich war überrascht als ich fand, daß er mich nicht beachtete; ich war vielleicht

gekränkt; ich beschloß, wenn ich ihn je am Ende beglücken wollte, ihn doch für seine anfängliche Gleichgültigkeit — zuerst zu strafen — ihn zu strafen, wie kommt Dir das vor? Ihn in mich verliebt zu machen, ihm Zweifel einzuflößen, ob ich ihn liebte, und ihn figuriren zu lassen im Schwarm Derer, die ich selbst verachtete. Aber ach! Maria, ich merkte bald, daß ich meinen Vorsatz nicht auszuführen vermochte. Es lag eine Macht, eine Herrschaft in seiner Natur, welche mich überwältigten, mir Ehrfurcht einflößten. Statt ihn zur Liebe gegen mich zu zwingen, statt ihm dann Zweifel einzuflößen an meiner Liebe, entdeckte ich bald, daß ich es war die ihn liebte, und mußte selbst zweifeln, ob er mich liebe. Dann kam eine rastlose Unruhe und Angst über mich. Von Zeit zu Zeit sah ich, fühlte ich, daß er mich liebte, und dann zweifelte ich wieder, und suchte ihn zu veranlassen, es deutlicher zu zeigen, eben durch solche Mittel, welche am geeignetsten waren, ihn zu bewegen, daß er seine Liebe ganz unterdrückte. Ich stellte mich an, als hörte ich den Eiteln und Leichtsinnigen gerne zu, als lächelte ich die Geschöpfe an, die ich verachtete, als wäre ich gleichgültig gegen den Einzigen, den ich liebte. So ging es fort bis zum letzten Tag seines Aufenthalts, wo er es ausschlug, uns auf unsrer Jagdpartie zu begleiten, aber mich mit dem Versprechen verließ, wenn er könne, sich uns noch anzuschließen. Ich war getäuscht, verletzt. Ich zweifelte, ob er sein Versprechen halten würde. Ich zweifelte, ob er nur geneigt sey es zu

thun, und ich bemühte mich in der Aufregung der Jagd die Bitterkeit meiner Empfindungen zu vergessen. Plötzlich jedoch wurde ich seiner ansichtig, wie er gegen uns daher ritt. Er ritt zu mir her, an meiner Seite, er erwies sich mir dienstlich, blieb um mich, sprach allein mit mir; es umgab ihn eine Würde, eine Anmuth, eine Herrlichkeit, welche ganz neu und wunderbar erschienen, es war als wenn eine ganz neue Begeisterung über ihn gekommen wäre. Ueber jeden Gegenstand wovon wir sprachen, goß er seine Seele in feurigen Worten aus. Seine Augen und seine Züge strahlten von lebendigem Licht, wie ich nie zuvor gesehen hatte; Alles außer ihm schwand mir aus meinen Blicken und Gedanken; Alles schien mir klein und geringfügig und schien sich vor ihm zu beugen; selbst das feurige Roß, das er ritt, schien ihm fast ohne ein Zeichen oder eine Andeutung seines Willens zu gehorchen. Die Cavaliere ringsum sahen aus wie seine Diener, und ich, Maria, — stolz, hochmüthig und eitel, wie ich zu seyn mir das Herz gefaßt, ich fühlte, daß ich in der Nähe meines Herrn und Meisters war, und daß neben mir der einzige Mann auf Erden war, dem ich willig und unbedingt gehorchen könnte — ich fühlte mich unterwürfig, aber nicht niedergedrückt — ich fühlte, was vielleicht eine Frau fühlen soll gegenüber dem Mann den sie liebt, daß ich fähig sey, seine Genossin und Freundin zu seyn, seine Gedanken zu theilen, allen seinen Gefühlen zu entsprechen, in seine Ansichten und Meinungen einzugehen, kurz ihm mit einem Geist

entgegenzutreten, der zwar ihm sich unterordnete, aber kaum untergeordnet zu nennen war, verschieden an Begabung aber harmonisch in Liebe und Gedankenschwung. Ich fühlte, daß er ein Mann sey, der nie eine Sklavin aus mir würde machen wollen, aber ein Mann, vor dem ich mich gern beugen, dem ich willig gehorchen würde. Kann ich Dir, Maria, all die tödtliche Pein schildern, die sich meines Herzens bemächtigte, als ich erfuhr, daß die ganze herrliche Scene wie ein Traum entschwinden sollte? Seither ist viel Trauriges vorgefallen. Mein Herz hat sich gequält, meine Ruhe ist mir verbittert worden durch den Gedanken, ich habe geliebt, ohne daß meine Liebe erwiedert worden, ich sey es gewesen, die ihn aufgesucht, und er habe mich verschmäht. Aber heute, Maria, heute ist es zu einer Erklärung gekommen. Er hat mir gesagt, daß er mich liebe, daß er mich lang geliebt habe; er hat diese Beschämung von mir genommen, hat mir diesen Trost gegeben. Wir sahen Beide viele Schwierigkeiten, Qualen und Aengste voraus; aber ach! Maria, ich erkenne klar, nicht nur, daß er in der Zukunft weit mehr Schwierigkeiten, Gefahren und Hindernisse entdeckt, die sich zwischen uns stellen, als ich selbst vorauszusehen vermag, sondern auch, daß er Vieles an meinem Betragen mißbilligt, daß Zweifel und Besorgnisse sich mit seiner Liebe vermengen, daß diese Liebe Etwas ist, wogegen er gekämpft hat nicht wegen seiner Besorgnisse vor den sich erhebenden Schwierigkeiten, sondern wegen seiner Zweifel an mir und

meinem Wesen; daß die Liebe ihn für eine Zeit lang überwältigt, aber ihn noch nicht ganz unterjocht hat. Es ist eine bittre und betrübte Sache," setzte sie noch hinzu, und bedeckte sich die Augen mit den Händen.

„Aber liebes Kind," sagte die Vertraute, „es wird Dir leicht werden, alle solche Zweifel und Besorgnisse zu beseitigen."

„Still, still!" versetzte Clemence, „laß mich ausreden, Maria, und dann sage mir heute Nichts mehr über dies Kapitel. Ich will Alles was Du mir sagen kannst, morgen hören. Eben jetzt ist er abgereist; Gott weiß, ob wir uns je wieder sehen. Aber in jedem Fall bin ich über meine Handlungsweise im Reinen mit mir; ich werde in jeder Beziehung so handeln, mag er nun bei mir oder fern von mir seyn, mag er mich mißverstehen oder meine Beweggründe vollkommen begreifen — ich will so handeln, wie er gewiß billigen würde, wenn er jeden Gedanken, jede Regung meines Herzens sehen könnte. Ich will Alles hinter mich werfen, was, wie ich jetzt fühle, unrecht war; obgleich ich, der Himmel weiß es, nicht wußte, daß irgend Etwas daran im Mindesten unrecht sey, bis mir die Liebe zu ihm mit der Schnelligkeit eines Blitzstrahls die Augen über mein Betragen gegen Andre geöffnet hat. Kurz, ich will Alles thun, wofür er mich lieben müßte; und dabei will ich in keiner Weise ihn aufsuchen, sondern das Geschick und Gottes Willen mein Verhängniß bestimmen lassen, im Vertrauen, daß ich mit solchen Gesinnungen weniger elend seyn werde, als ich die

letzte Woche über war. Und jetzt, Maria," schloß sie, „habe ich Dir das Gemälde eines weiblichen Herzens gegeben. Laß uns nicht mehr bei diesem Thema verweilen, denn ich muß diese Thränen abwaschen, diese so neuen Gäste in Augen, die sie früher selten kannten, und sobald als möglich zum Herrn von Rouvré gehen, um ihn wenigstens von einem Theil meiner Unterredung mit dem Grafen in Kenntniß zu setzen.

Zwölftes Kapitel.

Die Rückkehr.

Manchmal, mitten unter den Stürmen und Gewittern des Lebens, wenn der Regen des Kummers in Strömen gefallen, der Blitz des Zorns auf unserm Pfad gesprüht hat, wenn die Wolken schwer und beladen mit künftigem Mißgeschick über unsern Häuptern stehen, und der Donner in der Runde hinter dem Blitz her rollt, tritt ein kurzer ruhiger Augenblick vorübergehender Stille ein, als ob Zorn und Feindschaft, Kampf und Sorge und Mißgeschick, von ihrem eignen Ungestüm erschöpft, sich niedergeworfen hätten um zu ruhen. Glücklich, Wer in solchen Augenblicken die Erinnerung der Vergangenheit von sich werfen kann, sammt der Angst vor der Zukunft, und die erfrischende Stunde kosten ohne vergällenden Zusatz. Aber selten können wir dies, der vorangegangene Sturm ist zu frisch in

unserm Gedächtniß, der drohende Anblick des Himmels steht ganz vor unserm Auge; und so war es auch bei Albert von Morseiul, als er am dritten Tag, nachdem er Poitiers verlassen, seiner Heimath zuritt.

Die gespannte, ängstliche Ungeduld, an der er litt, hatte ihn die beiden ersten Tagreisen so sehr als möglich ausdehnen gemacht, so daß nicht über zehn oder zwölf, höchstens fünfzehn Meilen zwischen ihm und seinem Schloß lagen, als er an diesem dritten Morgen von der Herberge aufbrach.

Nichts Störendes fiel auf der Reise vor; Alles ging ruhig und im Frieden ab; er war in dieser Gegend des Landes gekannt, geliebt und geachtet, und so wetteiferten die Leute mit einander, Wer ihm die freundlichste Höflichkeit erweisen könne, und keine Zeitungen von der Hauptstadt oder von Poitiers hatten ihn erreicht, welche die anscheinende Ruhe, die ihn rings umgab, hätten stören mögen. Alles im ganzen Lande trug den Stempel des Friedens an sich. Das Bauerweib sonnte sich unter der Thüre ihrer Hütte, den Rocken uud die Spindel in der Hand, ohne Anstrengung ihr tägliches Geschäft treibend, während ihre Kinder vor ihr herum sprangen oder krochen, selbst voll Fröhlichkeit, und mit Freude die ihnen zuschauende Mutter erfüllend. Der Bauer ging seiner Arbeit auf dem Feld nach und erheiterte sie sich durch Gesang; und obgleich der Graf von Manchen die er hier sah, wußte, daß sie Protestanten waren, zeigte sich doch unter ihnen durchaus keine Spur von Aengstlichkeit oder

Besorgniß. Alles war fröhlich und zufrieden und ruhig; und das Friedliche dieser ganzen Scene senkte sich in sein Herz. Von Engeln kann man sich denken, daß sie auf die Freuden dieser Erde mit einem Gefühl von Wehmuth, obwohl nicht von Trauer, niederblicken, weil sie deren Vergänglichkeit kennen, und so konnte auch Albert von Morseiul, obgleich er sich einigermaßen beruhigt und friedlich gestimmt fühlte durch Alles was er sah, doch nicht eines Gefühls tiefer Schwermuth erwehren, das sich zu seinen andern Empfindungen gesellte, wenn er dachte: „Das kann nur sehr, sehr kurze Zeit noch dauern!"

Endlich lenkte er eben in jenen Wald ein, wo er auf die Räuber gestoßen war, der natürlich am lichten Tage ein ganz anderes Aussehen hatte, als damals in der dicksten Nacht. Der Sommersonnenschein brach durch das grüne Laub, und weithin sah man durch die Baumstämme hin den Moosgrund sanft wie Sammt sich dehnen, abwechselnd durchschnitten und besäet mit schimmernden Lichtstreifen. Auch die Straße, obgleich nicht im vollen Sonnenschein liegend, war da und dort von langen Streifen Lichts durchkreuzt, und der Himmel darüber war klar und blau, während alle hervorstehenden Zweige der großen emporragenden Bäume das Licht auffingen und in um so hellerem Grün glänzten.

Der Anblick dieser Scene war noch beruhigender und friedlicher als die vorige; aber auch hiedurch ward des Grafen Schwermuth nicht verscheucht; und als er merkte, daß er sehr langsam ritt, was nur Anlaß und

Zeit zu Gedanken gab, wo Gedanken fruchtlos waren, wandte er sich, um zu sehen, ob seine Diener in der Nähe seyen, in der Absicht schneller zu reiten, wenn er sie im Bereich seines Auges erblickte. Die Straße war beinahe ganz gerade; und auf eine Entfernung von vier bis fünf hundert Schritten, an einem der sanften grünen Rasenplätze, die den Wald mit seinem Schatten bedeckte, sah er die Schaar seiner Diener in munterem Gespräch unter einander heranreiten. Aber zwischen ihm und jenen befand sich, eben hervorkommend aus einem der grünen Waldpfade, welche auf die Heerstraße führten, eine andre Gestalt, welche augenblicklich des Grafen Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war die Gestalt eines alten Mannes, der für seine Person ganz einfach und schmucklos gekleidet war, aber auf einem bunt und lustig aufgeputzten Maulthier saß, wie in jenen Zeiten allgemeiner Brauch war, herausstaffirt mit Franzen und Knöpfen von rothem wollenem Garn, und mit Glocken von mancherlei Größe und Form um Kopf und Hals. Der Reiter war Einer von den Menschen, die man nicht leicht vergißt; und obgleich er eben so wie die Diener noch in ansehnlicher Entfernung war, erkannte doch der Graf augenblicklich den guten Claude de l'Estang.

Als der alte Mann den Grafen halten sah, setzte er sein Maulthier in schnellern Schritt und ritt auf ihn zu. Als er ihm nahe gekommen, wünschte er seinem jungen Freund Glück zur Rückkehr, aber sein eignes Gesicht war nichts weniger als glückverkündend.

„Wir freuen uns in Wahrheit Alle sehr, Euch zu sehen, mein lieber Albert," sagte er, „denn wir haben uns in jedem Betracht sehr nach Eurer Rückkunft gesehnt. Neben all den betrübenden, unbilligen Schritten und Maßregeln gegen die Protestanten haben wir auch noch in unsrer eignen Mitte Männer, die, wie ich höre, sogar die Frechheit hatten, Euch anzufallen, und die seither noch verschiedne auffallende und ausgezeichnete Freventhaten begangen haben. Ein Mann ist, wie ich höre, auf dem Platz todtgeschossen, ein Zweiter schwer verwundet, ein Dritter ausgeplündert und mißhandelt worden. Ich kann jedoch nicht entdecken, daß Jemand Gewaltthätigkeiten ausgesetzt gewesen wäre, außer Leuten, welche sich durch einen etwas ungeordneten Eifer zu Gunsten des katholischen Glaubens bemerklich machten. Kein Protestant ist angefallen worden, was der Sache noch einen eigenthümlichern Anstrich gibt, und die Bauern selbst fangen an hierauf aufmerksam zu werden, so daß es nicht lang anstehen wird, bis ihre Priester auch davon Kunde nehmen und die Augen der weltlichen Obrigkeit sich mit Mißtrauen und Zorn auf uns richten werden."

„Ich fürchte in der That, das werde geschehen," versetzte der Graf; „aber ob das Ergebniß gut oder schlimm seyn wird, das weiß nur Gott in seiner Weisheit."

„Was ist das, mein theurer Albert!" rief der Geistliche aus. „Ihr schicktet zu mir mit der Bitte, daß ich eine demüthige Bittschrift an den König auf-

setzen möchte, worin die Protestanten als friedfertige, bescheidne, gehorsame Unterthanen geschildert werden, und gewiß sollten wir alle mögliche Maßregeln treffen, damit wir nicht durch unsre eignen Handlungen unsern eignen Worten widersprechen."

„Ich werde gewiß, mein theurer Freund," versetzte der Graf, „alle nur irgend möglichen Maßregeln treffen, um diesem heillosen System von Plünderung und Gewaltthätigkeit ein Ende zu machen, mögen nun Katholiken oder Protestanten dabei betheiligt seyn. Es liegt eine offenkundige Verletzung der Gesetze vor, und ich bin entschlossen, das Unwesen wo möglich auszurotten, ohne alle Rücksicht und Unterscheidung zwischen den beiden Confessionen. Die Petition an den König war nothwendig, als ich deßhalb schrieb, und ist es auch noch, denn damals war sie unsre einzige Hoffnung, und jetzt mag sie als Beweis gelten, daß wir bis zum letzten Augenblick willig gewesen, uns demüthig, ergeben und loyal zu zeigem. Ich erwarte Nichts als dies Resultat davon; aber auch schon dies Resultat ist Etwas."

„Ich fürchte, mein Sohn," sagte der Alte, „Ihr habt schlimme Zeitungen vernommen, seit Ihr mir geschrieben."

„Die schlimmsten," versetzte der Graf mit einem schwermüthigen Kopfschütttelñ, „die schlimmsten, die man hören kann. Man beabsichtigt, wie ich von nicht zu bezweifelndem Munde vernommen, die freie Uebung unsrer Religion in Frankreich gänzlich zu unterdrücken,

und das Edikt unsers guten Königs Heinrich, das sie uns zusicherte, zu widerrufen."

Der Alte ließ die Zügel auf den Hals seines Maulthiers sinken und erhob seine Augen zum Himmel, wie um ihn anzurufen. „Schrecklich, in Wahrheit, sagte er, „aber ich kann es kaum glauben."

„Es ist nur zu wahr — nur zu gewiß!" antwortete der Graf; „und doch so schrecklich es ist — so gräßlich, schändlich und verabscheuungswerth die Grausamkeit und Tyrannei der Maßregel an sich ist, so sind doch die Mittel, wodurch sie in Vollzug gesetzt werden soll, noch grausamer, tyrannischer und abscheulicher."

Der alte Mann starrte ihm ins Gesicht, als hätte er kaum Stimme genug, zu fragen, worin denn diese Mittel beständen; nach einer kleinen Pause aber fuhr der Graf fort: „Um Alles in Einem Wort zusammenzufassen, sie beabsichtigen die protestantischen Kinder von Mutter, Vater, Bruder wegzureißen, alle Gemeinschaft und Verkehr zu verwehren, und sie in die Hände der Feinde unsers Glaubens zu geben, um erzogen zu werden in dem Irrglauben, den wir verabscheuen."

„Das wolle Gott verhüten!" sagte der Alte; „es ist unmöglich, daß selbst die Sünden und Thorheiten Dessen, der jetzt auf dem Thron von Frankreich sitzt, die entsetzliche Züchtigung verdienen sollten, daß er so gänzlich vom Geiste Gottes verlassen, und der tyrannischen und brutalen Thorheit seines eignen Herzens

anheim gegeben würde. Ich kann nicht glauben, daß dies je zum Vollzug kommt; ich kann nicht glauben, daß man je den Versuch dazu macht. Ich zweifle nicht daran, sie werden weiter gehen, wie sie begonnen haben; sie werden glatte Priester schicken mit listigen Planen, wie sie in der That gethan haben, seit Ihr von hier weg seyd, um die Schwachen und Schwankenden von unsern Heerden zu bestechen und zu erkaufen für die Herrschaft des Satans, und Verzeichnisse derselben an den König schicken, um sein Herz aufzublähen mit dem stolzen Wahn, Convertiten gemacht zu haben. Ich kann mir leicht denken, daß man ihnen gestatten wird, uns Stellen und Würden abzunehmen, uns mit jeder Art von Quälerei zu verfolgen, damit das Gold gereinigt wird von den Schlacken, und das Korn gesichtet wird von der Spreu. All dies wird geschehen, denn all dies haben wir Sünder ohne Zweifel verdient. Aber ich glaube nicht, daß ihnen Mehr zu thun gestattet seyn wird, und mein Vertrauen beruht nicht auf Menschen, sondern auf Gott. Für die Sünden, die wir begangen, für die Schwäche, die wir gezeigt, für unser Murren und unser Empören gegen seinen Willen, für sündige Zweifel und Besorgnisse hinsichtlich seiner Barmherzigkeit in Folge unsers irdischen Sinns und des Mangels an Reinheit in all unserm Thun, mag Gott vielleicht verhängen, daß wir streng und furchtbar getroffen und geschlagen werden; aber das feurige Schwert seiner Rache wird nicht ausgehen gegen sein Volk über ein gewisses Maaß. Er

hat seine Kirche auf einen Fels gebaut und da wird sie stehen bleiben; und nie will ich glauben, daß die reformirte Kirche Frankreichs werde ausgelöscht werden im Land, und daß das Volk, welches Gott gesucht mit aufrichtigem Herzen, soll im Elend verlassen werden. Wir wollen Ihm vertrauen, mein Sohn! Wir wollen Ihm vertrauen!"

„Ja," sagte der Graf; „aber, mein trefflicher alter Freund, es wird jetzt auch unsre Pflicht ernstlich zu bedenken, welche Mittel wir, mit Gottes Willen, anwenden mögen zur Vertheidigung seiner Kirche. Ich selbst habe lang und eifrig darüber nachgedacht, aber vergebens, denn der Gegenstand ist so schwierig und verwickelt, daß ich, ohne Einen der mir Rath gibt, der mir beisteht, keinen Plan festzustellen vermag, der auch nur eine Wahrscheinlichkeit des Erfolgs darböte. Ich muß, ehe der morgende Tag herum ist, lang und ernstlich mit Euch sprechen. Ich wüßte nicht, warum ich nicht gleich jetzt mit Euch in Eure Wohnung umkehren sollte;" fuhr er fort; „Ich weiß nicht, wann ich aus Eurer Mitte weggenommen werden mag, denn große persönliche Gefahren bedrohen mich. Aber wie dem sey, was ich zu sagen habe, das muß geheim und allein gesagt werden. Der Riquet da reitet hinter uns, und obgleich er, wie ich glaube, mir treu ist, und nur schwach an seinem papistischen Glauben hängt, darf ich doch nicht zu viel trauen. Laßt uns umkehren nach Eurer Wohnung."

„Sey es so, sey es so," versetzte der Alte; und

noch eine Zeit lang den Weg durch den Wald verfolgend, schlugen sie den ersten Pfad, der rechts ausbog, ein, und ritten in dem Waldweg weiter, welcher durch die tiefen Thäler hinlief, in die sich der Wald da und dort hinabsenkte.

Es war ein sonniger und schöner Tag gewesen, aber die Luft war warm und schwül, und die Pferde des Grafen sahen ermüdeter aus, als man nach einem so kurzen Weg hätte erwarten sollen. Der alte Geistliche und sein junger Freund sprachen während des Weiterreitens nur Wenig mehr, und machten nur ihre Bemerkungen über die Müdigkeit der Pferde, und die drückende, schwüle Atmosphäre.

„Es ist ganz gut, mein Sohn," sagte Claude de l'Estang zuletzt, „es ist ganz gut, daß Ihr mit mir umgekehrt seyd, denn verlaßt Euch darauf, wir bekommen ein Gewitter. Seht Ihr nicht diese mächtigen, drohenden Wolkenmassen, die über den Bäumen hereindrohen?"

„Ich bemerke sie seit einiger Zeit," antwortete der Graf, „und zweimal schon glaube ich Blitze gesehen zu haben."

„Horch!" rief der Geistliche, nnd unverkennbar war es ein nicht entferntes Rollen des Donners. „Laßt uns etwas rascher reiten," fuhr der alte Mann fort; „wir kommen jetzt eben an die Senkung des Hügels, wo der Wald aufhört, und dann sind wir nicht mehr weit von Auron entfernt."

Der Graf that wie der Pastor verlangte, und im nächsten Augenblick kamen sie aus dem Wald heraus, auf eine leichte Anhöhe, wo auf beiden Seiten der Straße grüne Senkungen in die Thäler hinabgingen. Ein ansehnlicher Berg erhob sich allmälig zur Linken, an dessen Seite hin die Straße gezogen war, und gerade vor ihren Augen zur Rechten nur zwei oder drei Meilen entfernt, jenseits von dem Thal, das durch die Anhöhe gebildet wurde, worauf sie jetzt ritten, zeigte sich der hohe kegelförmige Berg von Auron, gekrönt, wie wir schon oben es beschrieben, mit dem kleinen Dorfkirchthurm.

Obgleich einige abgerissene Wolkenmassen über ihnen am Himmel schwebten, und sich in seltsamen, schroffen Formen gestalteten, schien doch die Sonne noch warm und stark auf die Stelle, wo sie sich befanden, während man das Gewitter, dessen Stimme sie im Wald gehört hatten, über die vor ihnen liegenden Thäler und Berge gegen Auron zu treiben sah, gehüllt in einen Mantel von dunkeln Dünsten und Schatten. Der Contrast zwischen dem hellen Sonnenschein, dem funkelnden Licht um sie her, und den dahinziehenden Donnerwolken, welche ihren vermählten Grimm über die schöne Landschaft in der Ferne ausschütteten, war sehr schön, und der Graf hielt einen Augenblick sein Pferd an, um ihn mit mehr Muße zu beobachten.

„Ihr seht, obgleich sie sehr geschäftig gewesen sind, meine Heerde zu verführen, dort oben," sagte der Pfarrer und heftete sein Auge mit einem Blick der

Zärtlichkeit auf Auron, „Ihr seht, sie haben mir doch meinen Kirchthurm noch gelassen. Freilich, besorge ich," fuhr er fort, „nicht aus Wohlwollen gegen mich oder die Meinigen, sondern weil er, wie sie sagen, als eine Art von Landmarke auf der See dient."

Der Graf antwortete nicht, denn er dachte, die Zeit sey wohl nicht fern, wo dies friedliche Dörfchen der Schauplatz der Verfolgung, wo nicht der Verwüstung seyn, und der Bau, worin eine ruhige und friedliche Bevölkerung Gott Jahrhunderte lang nach den Vorschriften ihres Gewissens angebetet, ihr genommen werden würde. So war denn seine einzige Antwort ein schwermüthiges Lächeln, wie er langsam weiter ritt, immer noch das Dörfchen und das Gewitter betrachtend, und das Zucken der Blitze die von Zeit zu Zeit über den Weg fuhren, als ob die Wolke, die sie entsandte, dicht über den Reisenden gewesen wäre. Kaum aber waren der Graf und sein Begleiter hundert Schritte weiter an dem Berg hingeritten, als ein glänzender Zickzack blendendhellen Lichts aus dem Vorhang der dunkeln Wolke vor ihrem Auge hervorbrach, und wie ein feuriger Wurfspeer, von der nie fehlenden Hand des Engels der Zerstörung geschleudert, den bezeichneten Thurm der Dorfkirche traf. Die Gestalt des Kirchthurms ward im Augenblick verwandelt; ein Theil davon sank, wie man deutlich sah, in Trümmer, und im nächsten Augenblick loderte Alles was davon noch stand, in Flammen auf, wie ein feuriger Leuchtthurm, auf dem höchsten Berg eines vom Feind überzognen

Landes, um zu verkünden, daß Krieg und Blutvergießen begonnen haben.

„Es ist vollbracht!" rief der Pfarrer, indem er auf die Zerstörung des Thurms hinsah. „Es ist vollbracht! O Albert, wie natürlich ist Schwäche und Aberglauben dem menschlichen Herzen! Können wir den Einsturz dieses Gebäudes ansehen, in welchem lange Jahre her unser reiner Glaube seine Gebete dargebracht hat, unvermengt mit den Eitelkeiten eines falschen Glaubens, ohne daß uns zu Muthe würde, als wäre der Wille Gottes gegen uns, als wäre dies ein Zeichen für uns, daß seine Gunst von uns, wenigstens in diesem Lande, gewichen — als wäre es eine Warnung, uns zu gürten und den Staub von unsern Füßen schüttelnd eine andre Wohnstätte uns zu suchen?"

Er hielt jedoch, während er so sprach, sein Pferd nicht an, sondern ritt rasch weiter, um retten zu helfen und Rath zu geben zur Rettung des etwa noch verschonten Theils des Gebäudes; aber im Weiterreiten stieß er fortwährend manchen kummervollen Ausruf aus, mit persönlicher Betrübniß ob der Zerstörung eines seinem Auge seit langen Jahren vertraut gewesenen Gegenstandes, an welchen sich alle Empfindungen von Heimlichkeit, Frieden und glücklichem Aufenthalt unter seinen Leuten und von seinen wichtigen, redlich erfüllten Pflichten knüpften, unbestimmte Ahnungen von Unheil und vielleicht auch ein gewisser Aberglauben, sofern er in diesem Anblick eine Warnung, ein Zeichen, eine Andeutung des Willens der Allmacht erkannte,

daß die Kirche, deren Glied er war, auch der Zerstörung und dem Untergang geweiht sey.

Ehe die Gesellschaft das Dorf erreichte, war der Thurm schon ganz von den Flammen verzehrt; glücklicherweise aber war es den Bauern gelungen, das Feuer von dem untern Theil des Gebäudes abzuhalten, und der Regen stürzte jetzt in Strömen herab, wie die Thränen eines Engels des Zorns über die Vollendung seiner schmerzlichen Sendung, so daß Nichts mehr zu thun blieb, als sich zu erkundigen, wie viel Schaden angerichtet worden. Dem Geistlichen und dem Grafen fielen einige Fremde auf, die um die Kirche herum standen, ohne irgend Hülfe zu leisten, und nur gelegentlich unter einander in leisem Ton über die Maßregeln der protestantischen Bevölkerung sich besprechend. Albert von Morseiul schaute sie mit einigem Erstaunen an und sagte endlich: „Ich meine, Ihr Herrn, Ihr hättet hier auch ein wenig hülfreiche Hand bieten können."

„Was!" rief Einer von den Männern, „helfen bei Rettung eines Ketzertempels! Was, ein Gebäude schützen gegen die Zerstörung, womit Gott es heimgesucht, das die Menschen schon längst hätten niederreißen sollen!"

„Ich kannte Euch nicht, Ihr Herrn!" versetzte der Graf. „Es gibt Verhältnisse, wo man von den Menschen erwarten dürfte, daß sie sich erinnerten, sie seyen Brüder als Menschen und als Christen, ehe sie an Sekten und Parteinamen denken." Mit diesen Worten

kehrte er sich ab und ließ sie stehen, indem er Claude de l'Estang in sein Haus begleitete.

„Kümmert Euch nicht um sie, Albert, kümmert Euch nicht um sie," sagte der Pastor, als sie weiter schritten. „Das sind die Männer, welche sich's zum täglichen Geschäft machen, meine Heerde zu verführen. Ich habe sie schon mehr als einmal gesehen, wenn ich unter den Leuten hin und her ging, aber ich habe nicht auf sie geachtet und nicht mit ihnen gesprochen. Die sich selbst verkaufen um Gold — und Gold ist jetzt das Ueberredungsmittel das sie anwenden — sind nicht treu und probefest in keiner Religion, und verführen und verderben eher nur Andere, und bewirken leicht großen Abfall, indem sie abtrünnig werden in einer Zeit der Noth, als daß sie der Sache der sie anzuhängen behaupten, dienten und sie stützten. Ich hoffe, daß Gottes Gnade sie noch zur Zeit erreichen werde; aber in einem Augenblick steigender Gefahr wie der jetzige, ist es mir lieber, daß sie sich auf Einmal zeigen wie sie sind. Ich wünschte, wenn sie sich um der Rettung des Leibes willen oder um Gold verkaufen, daß sie sich gleich jetzt verkauften, damit wir sie kennen, ehe die Feuerprobe kommt. Ich will lieber sagen können: sie schieden aus von uns, weil sie nicht von den Unsrigen waren, als sie für Kinder des Lichts halten und Kinder der Finstrrniß an ihnen finden."

„Ich fürchte," sagte der Graf mit leiser Stimme, „sie leiten den Krieg gegen uns ein, mein edler Freund, in einer Weise, die uns aller Einmüthigkeit berauben

wird. Es ist nicht mehr wie in frühern Zeiten, wo das Schwert der Verfolgung Alles war, was wir zu fürchten, dem wir zu widerstehen hatten. Jetzt haben wir es zu thun mit den lästigen Zungen glatter und trügerischer Wortstreiter. Wir haben gegen uns die höllische Tücke einer Sekte, welche jedes Mittel für erlaubt erklärt, jede Lüge, jede Verdrehung, jede Entstellung, jede Täuschung für gerecht, billig und löblich hält, wenn der dadurch zu erreichende Zweck die Förderung ihres Glaubens ist. So kann die große Masse der Schwachen oder Schlechtunterrichteten von ihren Lehrern angezogen und angesteckt werden, während zugleich Gold ausgeboten wird zur Lockung für die Habsüchtigen. Verlust von Rang, Stand, Amt und Einkommen angedroht wird, um die Ehrgeizigen, die Lauen und Gleichgültigen zu bearbeiten, und Drohungen größerer Strenge der Verfolgung, geistige Tortur, Beschimpfung, Schmach und selbst der Tod über den Häuptern der Feigen und Furchtsamen bereit gehalten werden."

So besprachen sie sich im Weitergehen, und die Betrachtungen Jedes von Beiden dienten nur die Hoffnungen des Andern mehr und mehr niederzudrücken. Beide waren wohl bekannt mit dem Geist des Zweifels und der Uneinigkeit, welcher unter den Protestanten Frankreichs herrschte, einem Geist der Uneinigkeit, der gepflanzt, gehegt und genährt ward durch alle Künste, welche nur eine Rotte tückischer und gewissenloser Menschen aufzubieten wußte, um die Kraft ihrer

Gegner zu schwächen. Nach der Ankunft im Hause Claude de l'Estang's händigte der Pastor seinem jungen Freund die von ihm aufgesetzte Bittschrift an den König ein, welche, da sie seine volle Zustimmung hatte, augenblicklich zur allseitigen Unterzeichnung abgeschickt wurde, um dann nach Paris gesandt und dem Monarchen vorgelegt zu werden. Aber lang ehe sie ihm zukam, war der endliche, entscheidende Streich schon gefallen, und daher sprechen wir von dieser Schrift nicht weiter.

Eine lange Unterredung folgte dann zwischen dem Pastor und seinem jungen Freund; und es ward dem Grafen von Morseiul klar, daß die Ansichten Claude de l'Estang's selbst, so kühn und feurig sie in seiner Jugend gewesen, jetzt wo er durchs Alter und vielleicht auch durch Kummer milder geworden war, ganz auf allgemeine und unbedingte Unterwerfung eher als auf Widerstand gingen; freilich nicht auf das Aufgeben irgend eines religiösen Grundsatzes, nicht auf das mindeste Opfer des Glaubens, nicht auf den leisesten Vergleich mit der ihm als falsch erscheinenden Religion. Nein! er schlug vor und rieth in Geduld zu leiden um des Glaubens willen; zuzusehen, wenn man selbst die Tempel der reformirten Kirche zerstöre, falls man zu solch einem extremen Mittel greife; zuzusehen, wenn Anhänger des reinern Glaubens von Aemtern und Würden, von hohem Rang und Einkünften ausgeschlossen würden; selbst im Nothfall Plünderung, Unterdrückung und selbst Einkerkerung zu erdulden, ohne

Eine religiöse Lehre aufzugeben, aber zugleich ohne irgend eine Widersetzlichkeit gegen die königliche Autorität.

„Aber falls sie noch weiter gingen," sagte der Graf, „falls sie es wagten, uns die Uebung unsrer Religion ganz zu untersagen, falls sie das Kind von der Mutter, die Schwester von der Sorge des Bruders wegrissen; falls sie uns römische Gebräuche aufdrängten und papistische Glaubensbekenntnisse von uns forderten: was sollen wir dann thun, mein edler, alter Freund?"

„Die Uebung unsrer religiösen Pflichten," versetzte der Pfarrer, „dürfen wir nicht preisgeben, selbst wenn das Schwert über uns hinge, um uns beim ersten Wort zu erwürgen. Was das Uebrige betrifft, so hoffe und glaube ich, daß es nicht so weit kommen wird; wenn es aber käme, so bleibt uns keine Wahl übrig, als Widerstand oder Flucht. Verlangt nicht von mir, Albert, daß ich jetzt entscheide, welches von Beiden wir wählen sollen. Es muß immer eine dunkle, schmerzliche und schreckliche Entscheidung seyn, wenn einmal die Zeit unabweisbar dazu drängt; und vielleicht mag diese Entscheidung weit mehr durch das Handeln Andrer als unser eignes bestimmt werden. Wir müssen unsern Entschluß nach den Umständen fassen; inzwischen aber wollen wir uns so viel möglich für den einen wie den andern Fall der entsetzlichen Wahl gefaßt machen. Wir müssen große Opfer bringen, Albert, und ich weiß, daß Ihr zu Denen gehört, die immer bereit sind,

solche für christliche Brüder zu bringen. Wenn wir zur Flucht gedrängt werden aus dem Land unsrer Geburt, und uns eine Heimath suchen müssen in andern Ländern; wenn wir sitzen müssen an den Wassern Babylons und weinen, wenn wir an Zion denken, das wir nie wieder sehen werden; da werden viele, sehr viele unsrer Brüder die Flucht ergreifen müssen mit nur wenigen Mitteln sich das Leben zu fristen, und vielleicht dauert es lang, bis sie in andern Ländern eine Beschäftigung bekommen, die sie in Stand setzt, durch ihrer Hände Arbeit sich fortzubringen. Die Reicheren müssen sie hülfreich unterstützen, Albert; zum Glück kann ich selbst in dieser Beziehung Etwas thun, denn vor langen Jahren, als noch kein Gedanke an diese Verfolgung war, verkaufte ich die wenigen Ländereien die ich besaß, in der Absicht, den Erlös zur Abhülfe und Linderung einer Noth unter meinen Leuten zu verwenden, und auf den Altar, dem ich diene, zu vertrauen hinsichtlich meines Unterhalts in alten Tagen. Aber bis jetzt ist von dieser Summe nur Wenig ausgegeben, und wenn ich nur wüßte, in welche sichere Hände ich sie in einem fremden Land, England oder Holland übermachen könnte, würde ich sie augenblicklich dahin schicken. Auch Ihr, Albert, habt, wenn ich recht gehört habe, vor kurzer Zeit von einem entfernten Verwandten beträchtliches Vermögen in baarem Geld bezogen. Um Eurer wie um Andrer willen wäre es besser, es in fremden Ländern in Sicherheit zu bringen, denn ich finde, daß es gefährlich wäre, jetzt einen

Versuch mit dem Verkauf von Gütern zu machen, und wenn Ihr genöthigt wäret, dies Land zu verlassen, könntet Ihr Euch plötzlich mitten unter Fremden in Mangel versetzt sehen."

„Nicht nur habe ich dies schon bedacht," versetzte der Graf, „sondern habe auch schon Maßregeln genommen, jene Summen nach Holland zu übermachen. Sobald ich von den ungerechten Verboten in Betreff des Verkaufs von Gütern durch Protestanten hörte, schrieb ich nach Holland an einen Bankier den ich vor Jahren dort kennen lernte, einen ehrlichen Mann und aufrichtigen Freund, obgleich etwas zu sehr auf Gewinn bedacht. Die Summe, die ich so abschicken kann, ist bei weitem mehr als hinreichend, mir meinen Unterhalt auf Lebenszeit zu sichern, und wenn es Euch recht ist, kann ich den kleinen Schatz, von dem Ihr spracht, auch mit dahin schicken."

„Gern, gern," antwortete der Pfarrer; „es kann eine Wohlthat für Andere werden, wenn auch nicht für mich, Albert," fuhr er fort, „ich werde dies Land nie verlassen. Ich fühle es, ich weiß es! Mein Dienst muß hier vollbracht werden bis ans Ende, und ob ich von Euch genommen werde durch einen der gewöhnlichen Fälle im Lauf der Natur, oder ob es Gottes Wille ist, daß ich mit meinem Blut die Vertheidigung meines Glaubens und mein Zeugniß gegen die römische Kirche besiegle, weiß ich nicht; aber ich bin gewiß, ich fühle es zuverläßig, daß ich nie das Land meiner Geburt verlassen werde."

Albert von Morseiul suchte nicht mit Claude de l'Estang über dies Vorurtheil zu streiten, denn er wußte, es war ein solches, das, wie manche Bäume und Gesträuche sich nur um so mehr einwurzelte, je mehr man daran rüttelte, und sich vergebliche Mühe gab, es auszureißen.

Beinahe zwei Stunden blieb der junge Graf im Hause des Geistlichen, all die verschiednen mit ihrer Lage zusammenhängenden Gegenstände besprechend, während seine Diener in verschiednen Häusern des Dorfs sich zerstreut hatten. Nach Ablauf dieser Zeit aber erschien Herr Jerome Riquet im Pfarrhause, um seinem Herrn, (an dessen Handeln und Treiben theilzunehmen, er, nach seiner Ansicht, nunmehr doch gar zu lange Zeit verhindert gewesen war,) zu melden, daß das Gewitter vorüber sey; und nachdem er seine Pferde vorzuführen geboten, und noch einige Worte mit Claude de l'Estang gewechselt hatte, saß der Graf auf und setzte seinen Weg heim ins Schloß Morseiul fort.

Dort den Zügel dem Reitknecht hinwerfend, durchschritt der junge Edelmann den Vorplatz und trat in den großen Saal. Er war einsam und ruhig, und die helle Abendsonne strömte durch die großen Fenster und färbte den steinernen Estrich mit buntem Licht. Nichts regte sich als eine Menge glänzender Mücken, die im Sonnenstrahl tanzten, und eines der Banner des Hauses Morseiul, das vom Winde bewegt ward, als die Thüre beim Eintreten des Grafen auf und zu ging. Das ganze Aussehen des Gemaches zeigte, daß

es längere Zeit nicht war bewohnt worden. Alles war zwar hübsch sauber, aber die in gerader Reihe an der Wand aufgestellten Stühle mit hohem Rücken, der gerade in der Mitte stehende Tisch, die fleckenlose Weiße des Steinbodens, worauf nicht einmal die Spur vom Fuß eines Hundes sichtbar war, Alles verrieth deutlich, daß es lang nicht bewohnt gewesen. Der Graf schaute sich in stummer Schwermuth um, bemerkte das wehende Banner und die tanzenden Mücken, und wenn wir so sagen dürfen, die feierliche Heiterkeit dieses großen Saals und sagte dann bei sich selbst, ehe er sich wandte um hinaus zu gehen: „So wird es hier seyn und so wird die Sonne scheinen, wenn ich weit weg bin — oder im Grabe!“

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 9

Stuttgart 1839

P.o.angl. 590 r-7/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753176-6